

## Kleopatra im Aquarium

Anne Mairo

# **Kleopatra im Aquarium**

Roman

Pro-Talk

— **Heart** —

## The Colour and the Shape

Ein architektonisch ausgeklügeltes Bürogebäude in Mitte mit Blick auf kleine Designerläden und weitere architektonisch ausgeklügelte Bürogebäude. Durch mein Fenster kann ich das grüne Licht der Leuchtbuchstaben sehen. Das "E" flimmert ein wenig. *Colourful Image* steht dort in hipper Helvetica-Schrift. Ich kritzele. Mein Handgelenk macht die schwungvollen Bewegungen wie von selbst. S. Rosenbaum schreibt es in den kleinen Zwischenraum über der gedruckten Zeile i.A. Simona Rosenbaum. *In Angst* heißt das, sagt mein Chef immer und lacht dann so komisch, als müsse ich mich darüber freuen, dass ich seiner Ansicht nach Angst haben sollte. Dabei heißt dieses i.A. eigentlich eher, dass man gar keine Angst zu haben braucht. Man handelt ja im Auftrag eines anderen. Keine größeren Konsequenzen für das eigene Tun sind zu befürchten. Außer vielleicht dem beruflichen Abstieg und der erscheint mir weniger und weniger furchteinflößend zu sein. Im Gegenteil, dieses i.A. heißt für mich manchmal *in Ablehnung* oder *ihr Armen* oder *in Anwesenheit (körperlicher)* oder *im Aquarium (gedanklich)*. Was mir gerade so einfällt. Auf jeden Fall nicht *in Angst*. Es sind Serienbriefe, die ich unterschreibe und sie werden in Serien gedruckt. Es ist die gefühlte Folge 15, der Serie *Jeder braucht eine Werbeagentur und wir sind genau das, was Sie suchen*, die da geräuschintensiv aus meinem Drucker hervorgestoßen wird. Krzkrzkrzkrzkrz. Mein Postfach quillt über, aber ich kann es nicht öffnen. Wenn ich es öffne, werde ich vom schwarzen Loch eingesogen und muss handeln, um mich wieder herauszukämpfen. Kunden beruhigen, Anfragen bearbeiten, Daten einholen, die Welt retten. Und mit Sicherheit komme ich dann zu spät zu meiner Verabredung mit Dennis. Ich habe den Moment, in dem für nur eine Sekunde alles abgearbeitet war, gut abgepasst und einfach mein Mailprogramm geschlossen. Jede E-Mail, die danach kam, landete im Nichts. Um halb sieben im Restaurant sein, das ist wichtig. Deshalb kritzele ich. Ich wünschte nur, das kleine

unbeleuchtete Briefsymbol würde aufhören, mich so anzustarren. Kritzelkritzelkritzel. Die Ansprachebriefe, in denen steht, dass *Colourful Image* die beste Agentur der Welt ist, und die dem Leser nahelegen, eine Werbeagentur zu brauchen, stopfe ich in Umschläge. Zwischen die vormarkierten Falten der Briefe stecke ich eine bunte Broschüre mit Bildern von zielstrebigen Menschen in schicken Anzügen, die in die Gegend starren oder an einem Bleistift kauen oder eine Tasse Kaffee umklammern. Diese Bilder sollen dann Überzeugungskraft und Kreativität symbolisieren. Alles gut geplant. Der Mann trinkt nicht zufällig Kaffee, er trinkt bewusst Kaffee. Er trinkt mit Überzeugung Kaffee, weil er ein hart arbeitendes Individuum ist. Er arbeitet so hart, dass er Kaffee braucht, um durchzuhalten. Auf den kann man sich verlassen. Der schläft nicht, der hält durch.

Kaffee schwächt die Nerven, sagt ein Kinderlied, das ich noch im Kindergarten gelernt habe, bevor es verboten wurde. Warum habe ich es mir eigentlich so lange gemerkt, frage ich mich, dieses Lied, das nach meiner Grundschulzeit niemand mehr gesungen hat? *C-A-F-F-E-E trink nicht zu viel Caffee, nicht für Kinder ist der Türkentrank, schwächt die Nerven, macht dich blass und krank. Sei doch kein Muselmann, der das nicht lassen kann.* So etwas wurde Kindern wirklich mal beigebracht. Irre. So gar nicht PC. In der Türkei ist heute schwarzer Tee das am weitesten verbreitete Heißgetränk. Die haben den Absprung vom nervenschwächenden Kaffee geschafft. Und wir? Vielleicht singen heute Kinder in der Türkei *Sei doch keine Kartoffel, die das nicht lassen kann.* Ich klebe die Umschläge zu. Sie sind selbstklebend. Hier muss keiner mehr was anlecken. Dann schiebe ich sie durch die Frankiermaschine. Dadengdadengdadeng.

An meiner Bürowand flimmert das grüne Licht des „E“ und wirft langgezogene Schatten, die meine Schreibtischlampe und meinen Desktop wie schrille Monster wirken lassen. Ich sehe hinüber zu Sophias Büro. Sie hackt auf ihrer Tastatur herum. Leidenschaft spricht aus ihrer Körperhaltung.

Sie tanzt Tango mit der Tastatur. Sie sieht auch aus wie eine Tangotänzerin mit ihren streng zurück gebundenen Haaren, diese Sophia. Mit Körperspannung und Eleganz passt sie sich dem Tanzpartner an und lässt sich herumwirbeln. Mit ihren geschmeidigen Bewegungen beeindruckt sie das Publikum. Strenge Perfektion. Absolute Kontrolle. Tolle Schuhe. Sophia findet Werbeagenturen wichtig. So richtig wichtig. So ohne-uns-kennt-euch-keiner-wichtig. Es scheint ja ein menschliches Bedürfnis zu sein, seine Arbeit als sinnvoll zu empfinden. Jetzt klingelt Sophias Telefon und sie geht ran. Sie ist jetzt noch angespannter und starrt etwas traurig auf ihren Bildschirm, den alleingelassenen Tanzpartner, der schreit: Leg auf und komm zurück, ich bin gerade in Fahrt gekommen! Kunden sind ein wenig wie Kinder. Wenn man gerade eine besonders produktive Phase hat, kommen sie und wollen, dass man ihnen etwas vorliest, oder fragen, wo sie ihr Malbuch hingelegt haben und ob man ihnen beim Suchen helfen kann. Die Konvention gebietet es dann, ihre Bedürfnisse über die eigenen zu stellen. An ihnen hängt ja schließlich der gesellschaftliche Erfolg. Aber Tango tanzen sie nicht.

Ich sitze auf meinem Bürostuhl, stoße mich vom Schreibtisch ab und drehe mich ein paar Mal um mich selbst. Hui! Die Uhr zeigt kurz vor sechs. Um halb sieben sind wir verabredet. Draußen scheint die Sonne. Vögel fliegen am Fenster vorbei. Sie fliegen in irgendeiner Formation, die ich nicht genau erkennen kann, weil ich mich ja drehe. Krzkrzkrzkrz macht der Drucker.

Mir ist schwindelig und ich stehe wieder auf und kritzel weiter. Es sind nur noch ein paar Briefe. Schnell in Umschläge gestopft, durch die Maschine gejagt, in den Postkorb geworfen, Jacke an. Mir ist immer noch ein bisschen übel vom Drehen, aber ich finde das schön. Das ist meine Übelkeit, die mir gehört, weil ich mir ausgesucht habe, mich bescheuert mit dem Stuhl zu drehen. Die gehört mir und keiner kann sie mir wegnehmen. Ich klopfte im Vorbeigehen kurz an Sophias Büroscheibe und winke. Sophia winkt kurz genervt zurück. Sie

will beim Tanzen nicht gestört werden. Ich nehme das nicht persönlich.

\* \* \*

Wir treffen uns auf der Sonnenterrasse im Gianna's. Das ist unser Restaurant. Na ja, mein Restaurant, zu dem Dennis immer *Klar, du magst es doch so* sagt und sich dann Pizza della Casa customized mit weniger scharfer Sauce und Anchovi-Upgrade, aber ohne Oliven und Zwiebeln bestellt. Dann beklagt er sich meistens über den mangelnden Vitamingehalt der Pizza oder darüber, dass der Käse heiß ist, oder über prozentual zu viel Brot. Vier Jahre sind wir zusammen und er traut sich immer noch nicht, mir zu gestehen, dass er italienisches Essen nicht besonders mag. Ich meine, klar mag er es, jeder mag ja italienisches Essen, weil wir so daran gewöhnt sind, dass es uns beinahe schon wie deutsches Essen vorkommt, aber manchen hängen Pizza und Nudeln eben schneller zum Hals raus als anderen und Dennis ist so jemand. Er erträgt meinen Mainstream-Wunsch, weil er glaubt, dass er selbst der Komische ist, weil er am liebsten asiatisch isst. So als gäbe es eine Art Lieblingsessen-Knigge, der italienisches Essen als universalkompatibel beschreibt. Ich frage mich, ob Nazis eigentlich Nudeln essen oder ob sie nur Kartoffeln und Knödel essen dürfen, weil das am deutschesten ist? Oder gibt es so eine alternativhistorische Erklärung unter den Hardcore-Nazis, die besagt, dass schon die Germanenfrauen mit Keulen auf Tierfellen Nudelteig geknetet haben? Und die Römer haben das dann nur geklaut und sich die geniale Erfindung propagandistisch einverleibt. Für die Mormonen ist Jesus schließlich auch in den USA wiedergeboren worden, also wer weiß.

Vielleicht erträgt es Dennis auch ein bisschen, weil ich ja Halb-Italienerin bin und weil er denkt, dass italienisches Essen daher einen ganz essentiellen Teil meiner Identität bildet, was natürlich Quatsch ist, weil ich es einfach mag, weil es schmeckt, und nicht, weil es italienisch ist. Jedenfalls be-

strafe ich ihn dafür, dass er seine Interessen nicht ausreichend vertritt, indem ich mir immer wieder eine Verabredung im Gianna's wünsche.

Während ich warte, zerpflicke ich den Bierdeckel unter meinem Gespritzten in einzelne Schichten. Zuerst ziehe ich die bedruckte oberste Schicht stückchenweise ab und dann ist die ebenfalls bedruckte Unterschicht dran. Die kleinen Papierfetzen ordne ich liebevoll auf einem kleinen Haufen an, den ich immer wieder mit zwei Fingern zusammenschiebe, damit die Kellnerin meine Kreation nicht schon von weitem sieht. Ich sehe auf die Uhr und rümpfe die Nase. 18.35 Uhr. Meine gerümpfte Nase nimmt den unverkennbaren Geruch von Buttersäure und Zucker wahr, mit einem Hauch von Obst. Vielleicht Zwetschgen oder Kirschen. Kuchen. Kekse. Der Geruch zieht vom Bäcker gegenüber zu mir herüber und gibt mir dieses komische pawlowsche warme Gefühl, weil Dennis auch immer nach Keksen riecht, wenn er nach Hause kommt.

Mich ereilt ein kitschiger Liebesfilm-Flashback. Wäre dies ein Film, dann würde die Kamera jetzt von meiner Nase zum Bäcker fahren und ein Close-Up von der Auslage voller Kekse zeigen. Von dort würde sie wieder weiter wegzoomen und ein vier Jahre jüngerer Dennis würde hinter der Theke stehend zum Vorschein kommen und sich einer vier Jahre jüngeren Mona widmen, die nicht genau weiß, was sie kaufen möchte.

„Empfehlst du mir etwas?“, fragt diese jüngere Version von mir und der jüngere Dennis lacht und antwortet, es komme ganz darauf an, was ich ausdrücken wolle.

„Ach ja?“, frage ich zurück und flirte dabei ein ganz kleines bisschen. Wir sind ja in einem Liebesfilm. Vielleicht bei *Chocolat*, nur mit Keksen. Dennis nickt bestimmt und flirtet ein wenig zurück.

„Schwarzweißgebäck, Spritzgebäck und Butterkekse mag jeder“, sagt er dann, „alle von Kindern bis Großeltern. Sie schmecken gut, machen sich hervorragend zum Kaffee, Tee und zur heißen Schokolade, tragen zur Atmosphäre bei, aber

sie hinterlassen keinen bleibenden Eindruck. Schokotropfen sind ein Highlight, eine Geschmacksexplosion. Sie sagen: Ich lebe im Hier und Jetzt und denke nicht an morgen, ich begrüße die Sünde mit offenen Armen!“ Jedes Mal, wenn er von einem Keks spricht, präsentiert er ihn mit einer theatralischen Geste, als würde er gleich durch einen brennenden Reifen springen. „Mandelplätzchen sagen: Ich habe Stil, ich möchte meinen Gästen etwas Besonderes bieten, aber mich nicht zu weit aus dem Fenster lehnen. Sie tragen nicht so dick auf wie Schokotropfen. Sie sind eine sichere Nummer und absolut phantastisch.“ Er sieht mir direkt in die Augen, dieser Dennis mit seinen tollen blonden Haaren und seinen unglaublich weißen Zähnen, und ich lehne mich mit den Unterarmen auf den Tresen und warte ab.

„Ich glaube, du bist ein Typ für Kokosmakronen“, sagt er und reicht mir eine über den Glastresen hinweg. „Die mag nicht jeder, aber wer sie mag, der liebt sie auch. Sie sind exotisch, sommerlich, sie wären im Dezember schon fast ein rebellischer Kauf, in jedem Fall antizyklisch, sie sind elegant und selbstbewusst und sagen: Wenn du mich nicht magst, dann tut es mir leid, aber du verpasst etwas!“ Er mustert mich, während er das sagt, und sieht dabei zu, wie ich einen Bissen von der Makrone verspeise.

„Ist das so?“, frage ich. „Ich assoziiere mit Kokos nämlich immer weiß gekleidete Damen mit Föhnwelle aus einem nicht näher benannten Adelsgeschlecht mit großen weißen Hüten, die auf einer weißen Yacht Raffaello futtern und nach Chanel Nr. 5 riechen. Rebellisch und exotisch ist an diesem Bild nicht allzu viel.“

Dennis seufzt und antwortet, wenn mein erster Gedanke bei einer Kokosmakrone die Raffaello-Werbung sei, hätte ich in Sachen Süßigkeiten wohl noch einiges zu lernen. Ob ich mit ihm einen Kaffee trinken würde, er habe jetzt ohnehin gerade Pause. Wer's glaubt, denke ich, damals und in dem Film, der gerade vor meinem inneren Auge abläuft, aber ich sage ja, weil er eben er ist und weil ich die Gelegenheit, von einem

Mann mit perfekten Zähnen über Süßigkeiten belehrt zu werden, auf keinen Fall missen möchte.

Wir sitzen im Cafébereich von Oma Berta und er erzählt mir die ganze Berta-Geschichte. Dass Oma Berta die Mutter seiner Mutter war, die damals nach dem Krieg aus Zutaten, die sie auftreiben konnte, Keksrezepte entwickelt hat und dann irgendwann anfang, imaginäre Rezepte zu entwickeln, aus Zutaten, die sie nicht hatte (wie Kokos), für Kekse, die sie irgendwann einmal backen würde, später. Und Dennis' Mutter hat dieses Traumrezeptbuch seiner Großmutter schließlich irgendwann geerbt und die Kekse tatsächlich gebacken und die Rezepte modifiziert und ergänzt. Nach diesen Mischrezepten aus Utopiekekse und Nachkriegskekse werden die Oma Berta-Kekse heute gebacken, sagt Dennis. Dabei verspeist er innerhalb weniger Minuten eine Erdbeerschnitte, die einfach so in diesem perfekten, sportlichen Körper verschwindet, und ich denke: Was für unglaubliche Gene der Mann haben muss! Er hat diesen romantisch verklärten Blick, wenn er von Keksen spricht, als wären sie etwas Heiliges, etwas ganz Unschuldiges. Dabei strotzen sie vor Fett und Zucker und machen dick, wenn auch nicht ihn, aber das sage ich ihm an dem Tag noch nicht. Seine Haare sind so wuschelig, dass ich gern hineinfassen möchte. Er hat einen Witz gemacht und ich lache. An den Witz erinnere ich mich nicht mehr, aber er lacht auch. Ich glaube, der Witz hat auch etwas mit Keksen zu tun. Wir lachen zusammen.

Eltern, die wollen, dass man in ihre Fußstapfen tritt, sind heute selten, glaube ich. Heute gibt es ja auch diese ganzen Berufe, die es damals noch gar nicht gab. *Projektmanager, Data Warehouse Specialist, Business Specialist, Senior Oracle Administrator, SAP Berater, Junior Credit Analyst*. Ich stelle mir vor, wie in 20 Jahren jemand zu seinem Kind sagen wird: *Ich möchte, dass du ein Data Warehouse Specialist wirst wie ich, führe die Familientradition fort!* So spezialisiert kann ja keine Fami-

lie sein. Aber Keks-Geschäftsführer muss es immer noch geben. Nur, dass sie jetzt CEO heißen und Leute anstellen müssen, die das Internet überwachen. Dennis wurde also Keks-CEO und ich habe auf der neuen Oma-Berta-Facebook-Seite pflichtbewusst auf *gefällt mir* geklickt und bin den Tweets gefolgt, die sich seine Social Media Specialists ausgedacht haben. *Heute schon Walnuss-Cantuccini zum Kaffee gehabt? Jetzt wieder zur Winterzeit: Zimtgebäck und Lebkuchen von Oma Berta!*

Ich atme noch einmal tief durch die Nase ein und sehe wieder auf die Uhr. 18.45. Mein Bierdeckel hat sich inzwischen vollständig in einen Haufen Schnipsel verwandelt. Wo bleibt er denn? Ich überlege, einen weiteren Bierdeckel zu malträtieren, und kann das Opfer im Bierdeckelständer schon förmlich zittern sehen, als er dann doch kommt. Sofort hat mein dämonischer Blick ein neues Opfer gefunden und der Kekseruch nervt mich auch. Dennis wurde bei der Arbeit aufgehalten und ich werfe ihm gedanklich vor, sein E-Mail-Postfach nicht wie ich überpünktlich geschlossen zu haben.

„Denkst du, für mich ist es leicht, pünktlich wegzukommen? Man muss eben Prioritäten setzen!“, schimpfe ich.

„Glücklicherweise sitzt du in Sachen Prioritäten setzen nie im Glashaus, nicht wahr?“, schimpft er zurück und ich sehe ihn finster an.

„Ich bin Geschäftsführer, Momo, ich bin manchmal fremdgesteuert und kann einfach nicht weg, wann ich möchte“, sagt er etwas sanfter.

„Und ich etwa nicht? Ich bin genauso fremdgesteuert und war trotzdem pünktlich hier“, erwidere ich gekränkt. Er denkt, er sei fremdgesteuerter als ich, was überhaupt nicht sein kann. Er atmet tief ein und aus.

„Stehen in deinem Büro aufgebrachte Mitarbeiterinnen, die sich darüber streiten, wer in den Osterferien mit seinen Kindern in den Urlaub fahren darf und wer nicht?“, fragt er und blättert wütend in der Karte herum.

Ich schweige und starre auf die Reste des Bierdeckels, weil

in meinem Büro natürlich keine Mitarbeiterinnen stehen, die sich über Urlaubszeiten streiten. Geschweige denn welche mit Kindern.

Er seufzt. „Reset“, sagt er schließlich, „Feierabendmodus. Alles Gute zum Jahrestag.“ Ich lächle ein wenig gezwungen.

„Darf es bei Ihnen schon etwas sein?“, fragt der Kellner und wir bestellen dankbar je eine Pizza und eine Flasche Wein mit zwei Gläsern. Dann schweigen wir, bis der Wein kommt, und stürzen je ein Glas davon herunter, bevor wir anfangen können, das zweite ein wenig zu genießen.

„Was macht das Propagandaministerium?“, fragt er und ich sage: „Bio ist beliebt, Geiz ist geil und die Verkaufszahlen meines Billigbio-Kunden zeigen das auch. Das ist gut. Sonst gibt es nicht viel Neues.“

Er nickt.

„Und das Keksimperium?“, frage ich und er seufzt wieder.

„Gut“, sagt er. „Eigentlich gut.“

„Und uneigentlich?“

„Zwei meiner Sales-Mitarbeiter hassen einander wie die Pest. Wir haben eine Hotelkette als neuen Großkunden gewonnen und irgendwie müssen beide auf irgendeine Art daran beteiligt gewesen sein. Jetzt streiten sie sich um die Provision. Der eine hat mir vorhin mit seiner Kündigung gedroht, falls ich sie nicht ihm zusprechen sollte. Aber wenn ich einen von ihnen verliere, muss ich jemand Neuen einstellen und einarbeiten und das kostet alles Zeit und Ressourcen.“ Er dreht seine Serviette in der Hand.

„Besser, als wenn sie sich die ganze Zeit die Köpfe einschlagen, oder?“, murmle ich.

Er zuckt mit den Schultern und wir essen eine Weile schweigend unsere Pizza. „Vielleicht stecke ich sie zusammen auf einen dieser Spreadampfer und lasse sie ihre Differenzen ausdiskutieren. Da können sie wenigstens nicht weglaufen.“

Kaffeeahrt für den Keksfrieden. Ich lache und stelle mir zwei anzugtragende Sales-Mitarbeiter mit verschränkten Armen zwischen einem Haufen knipsender Touristen und älteren

Damen auf einem Dampfer vor. Das könnte wenigstens eine abschreckende Wirkung haben. Pädagogisch wertvoll.

Dennis gießt uns beiden Wein nach und hält sein Glas in meine Richtung. „Vier Jahre“, sagt er, „nicht schlecht.“

„Wieso?“, frage ich spielerisch. „Bist du überrascht, dass du es so lange mit mir ausgehalten hast?“

„Ehrlich gesagt, danach zu urteilen, wie unser Essen heute angefangen hat, bin ich überrascht, dass wir beide es so lange miteinander ausgehalten haben.“ Er lacht.

„Auf unsere Willensstärke und Konfliktlösungskompetenz“, sage ich und er lächelt, sieht aus dem Fenster und nickt sehr langsam und in Gedanken.

Irgendwann ist dann der Wein leer und wir entscheiden, dass wir noch Schnaps möchten, und fahren mit vollen Bäuchen nach Hause und entkorken eine Flasche Williams Birne. Wir trinken das Zeug wie Fruchtsaft, während die Super Nanny im Fernsehen eine Wuthöhle baut. Wir kommentieren ihre Erziehungsmethoden, obwohl wir gar keine Ahnung haben, und irgendwann merke ich, dass Dennis eingeschlafen ist. Ich rüttele ein wenig an ihm herum, damit er mit mir ins Schlafzimmer umzieht. Er grummelt etwas Unverständliches und kriecht wie in Trance unter die Bettdecke. Ich taumle ins Badezimmer und übergebe mich in die Toilette. Dann wasche ich mir das verschmierte Make-up aus dem Gesicht, damit ich keine Pickel bekomme, sehe in den Spiegel und finde mich für einen Moment abgrundtief hässlich. Ohne Vorfreude denke ich an den kommenden Arbeitstag, als ich dann endlich ins Bett falle.

\* \* \*

Ich bin bei *Colourful Image*. Mein Kunde heißt Rimbould und verkauft Autos. Modell *Kleopatra* werden wir in der *Girlfriend*, der *Für die Frau* und der *PromiNews* bewerben, haben wir uns demokratisch überlegt. Es ist schließlich ein Frauenauto, klein und süß, auf Sicherheit bedacht, mit Stauraum für die

Einkäufe. Nicht gerade eine Königin, die in Milch gebadet hat. Kleopatra hat zwei ihrer Geschwister ermorden lassen, um ihre Macht zu sichern. Das vielleicht besser nicht erzählen. Ich frage mich, wer bei der Machtergreifung dieser Kleopatra wohl den Kürzeren gezogen hat.

„Kleopatra – in den Armen einer Kriegerin kann Ihnen nichts passieren“, textet Veit, 24 Jahre, Stürmer bei Germania Berlin, Werbetexter.

Hm, denke ich, ob er wohl wenigstens den Wikipedia-Artikel zu Kleopatra gelesen hat? War Kleopatra eine Kriegerin? Also so in echt? Hat sie persönlich einmal eine Waffe in den Händen gehalten? Oder was macht jemanden zur Kriegerin? Ich nicke Veit zu und warte ab, was da noch kommt.

„Kleopatra – einer Königin würdig“, textet Simon, 27 Jahre, gescheiterter Bauingenieur, Langzeitpraktikant. So platt wie ein Kaugummi auf der B96, denke ich und nicke wieder.

„Kleopatra – starke Verführung“, sagt wieder Veit, der sich profilieren will.

„Gut, alles klar“, sage ich, „wir feilen alle noch ein bisschen bis morgen früh. Wie sieht es mit der Grafik aus?“

Julien, der Grafiker, hat eine Powerpoint-Präsentation vorbereitet. Verschiedene Entwürfe flackern auf die weiße Konferenzraum-Wand. Königin Kleopatra schaut aus dem knubbeligen Auto heraus und winkt wie Queen Elizabeth. Kleopatra steht in einem sexy Beyoncé-Kleid vor dem Auto und zwinkert Marcus Antonius zu. Kleopatra lässt sich von Marcus Antonius aus dem Autochen heraushelfen. Er hält ihr dabei die Hand hin, die sie elegant ergreift, als wolle man sie auf den roten Teppich geleiten.

Ich nicke weiter, sage ein paar Mal „Ja“ und ein paar Mal „Hm“ und gebe allen die Aufgabe, die bejahten Entwürfe zu verfeinern und Logo, Details zum Auto und Slogan einzuplanen. Bis morgen haben wir ein bis zwei Entwürfe gefunden, die wir präsentieren können, schätze ich optimistisch.

Der Kunde ruft an. Er findet den Anzeigenpreis für die *Girlfriend* zu hoch. Er fragt, wie viel Rabatt er kriegt. Ich frage, wie viele Anzeigen er denn schalten möchte. Er sagt, das hänge vom Preis ab. Ich sage, der Preis hänge vom Volumen ab. Wir stagnieren.

„Sagen wir fünf“, sagt er.

„Ich melde mich wieder“, sage ich und lege auf. Dann rufe ich bei der *Girlfriend* an und frage nach Rabatt für meinen Kunden. Er wolle fünf Anzeigen schalten. Man schweigt und grämt.

„Sagen Sie dem Kunden, zehn Prozent“, sagt der Mann am anderen Ende der Leitung.

Ich frage mich kurz, ob es ihm unangenehm sein wird, vor neuen Bekanntschaften zuzugeben, dass er für die *Girlfriend* arbeitet. Und wie hoch wohl der Prozentsatz von Männern ist, die in den Marketing-Abteilungen und Redaktionsleitungen dieser Frauenzeitschriften arbeiten und entscheiden, welche Diät der Frauenwelt diese Woche wieder vorgeschlagen werden sollte (Kohlsuppe!) und welche die neue „Farbe der Saison“ ist (Altrosa!). Ich glaube ja, dass diese Selbstgeißelungsblättchen für Frauen, die Frau liest, um sich Tipps zu holen, wie man mehr Frau sein kann, als man ist, nur von Frauen geschrieben sein können. Ein klassischer Fall von weiblichem Masochismus. Ein Mann in der Redaktionsleitung hingegen wäre ganz klar ein Fall von Sadismus, gegen den man sich immerhin wehren könnte. Man stelle sich vor, es würde bekannt, dass die gesamte Redaktion der *Girlfriend* aus Männern bestünde! Was das für eine wütende Genderdiskussion auslösen würde! Aber solange uns Frauen die Kohlsuppe verordnen und Pilates und die Tests entwerfen, wie man „ihn“ am besten bei der Stange hält, ist ja alles ok. Aber ein Anzeigenverkäufer verordnet ja keine Kohlsuppe. Er verkauft nur Anzeigen. Eigentlich ist es auch egal, wo. Vermutlich sagt er ohnehin immer nur, er arbeite als Anzeigenverkäufer. Hallo, ich bin Jott Punkt Siegfried, Anzeigenverkäufer. Jott Punkt Siegfried legt auf.

Ich rufe den Kunden zurück und sage: „Nach Rücksprache

können wir Ihnen zehn Prozent Rabatt auf die Mediakosten gewähren, wenn Sie fünf Anzeigen in der *Girlfriend* schalten.“ Der Kunde sagt, er hätte schon selbst bei der *Girlfriend* angerufen. Dort habe man ihm zehn Prozent Volumenrabatt zusätzlich 15 Prozent Rabatt bei Direktbuchung angeboten. Ich schweige und stopfe Jott Punkt Siegfried gedanklich einige zusammengeknüllte Seiten seines Schmierblattes in den Mund.

„Können Sie uns das Angebot auch machen“, fragt der Kunde, „sonst würden wir bei der *Girlfriend* direkt einbuchen“.

Ich sage, ich müsse Rücksprache mit meinem Projektleiter halten, und schreddere vor Wut ein paar Zettel. Der Projektleiter bin natürlich ich, aber das verrate ich nur in Notfällen. Ich rufe Jott Punkt an und versuche, meine Wut zu unterdrücken.

„Herr Siegfried“, sage ich, „soeben erzählt mir mein Kunde, er würde bei Direktbuchung von Ihnen den Agenturnachlass erhalten.“

„Hm“, grummelt Jott Punkt, „und?“.

„Sehen Sie“, sage ich so freundlich wie möglich, „das geht nicht. So schmeißen Sie uns als Agentur ja aus dem Rennen. Wir stellen einen Mediaplan auf, in dem wir Ihre Zeitschrift empfehlen, und Sie versuchen, den Kunden zu einer Direktbuchung zu überreden. Das kommt bei uns nicht als besonders kooperativ rüber und wir sehen uns dann motiviert, in zukünftigen Mediaplänen auf Ihre Konkurrenz zurückzugreifen.“

Jott Punkt scheint das Problem langsam zu begreifen. „Okay, Frau Rosenbaum, habe ich verstanden. Kommt nicht wieder vor“, sagt er, was natürlich Blödsinn ist, denn was ein Kunde einmal bekommen hat, bekommt er immer wieder.

„Tja, und was unternehmen wir jetzt in diesem Fall?“, frage ich. „Ich werde dem Kunden gegenüber Ihr Angebot aufrecht erhalten müssen und gleichzeitig bekommen wir von Ihnen hoffentlich die Agenturprovision.“

„Nee, geht nicht“, sagt Jott Punkt. „So viel Rabatt kann ich nicht geben. Ich kann Ihnen bei pünktlicher Zahlung allerdings drei Prozent Skonto einräumen.“

Ich gebe seinen Namen bei Xing ein, um zu sehen, ob er auch so idiotisch aussieht, wie er sich anhört. Er ist Ende 40, dicklich und trägt ein kariertes Hemd. Er grinst in die Kamera. „Das kann doch nicht Ihr Ernst sein, Herr Siegfried“, sage ich. „Sie haben das schließlich verbockt, nicht wir!“

„Dann lassen Sie den Kunden doch diesmal direkt buchen und beim nächsten Mal bekommt er die 15 Prozent nicht mehr.“

Jott Punkt und ich streiten noch eine Weile, dann nehme ich die drei Prozent Skonto, greife mir Praktikantin Julia und zerze sie zum Kicker, wo ich meine Aggressionen an dem kleinen weißen Ball auslasse. Praktikantin Julia hat aus Mangel an täglichem Training natürlich keine Chance. Anschließend hole ich mir einen Kaffee, vollführe eine Runde Büroyoga auf meinem Gymnastikball und überbringe dem Kunden die freudige Botschaft.

\* \* \*

Als ich nach Hause komme, riecht es lecker nach Curry. Dennis hat gekocht. Ich bin übel gelaunt, weil ich natürlich den Ärger meines Abteilungsleiters über die vermasselte Mediabuchung abbekommen habe. Wir essen das Curry vor dem Fernseher, wo gerade ein Haufen in ihrem Sozialverhalten gestörter Intellektueller (=Nerds) Klingonenscrabble spielt.

Dennis fragt mich wohlweislich nicht, wie mein Tag war, sondern erzählt von sich. „Rate mal“, sagt er.

Ich rate aber nicht. Ich wüsste ja gar nicht, wo ich anfangen sollte. „Was?“, frage ich stattdessen platt.

„Wir beliefern ab März die Immanuel Privatschule zum Nachttisch für die Kids“, freut er sich.

„Schön“, sage ich. Da ich nicht so recht weiß, was ich noch sagen soll, entscheide ich mich für Redundanz: „Das ist ja toll!“

Ja, das sei ein großer Auftrag, erzählt Dennis strahlend weiter, während ich mein Curry in mich hineinstopfe und ihm halbherzig zuhöre. Die Nerds sehen sich eine Castingshow für

Models im Fernsehen an. Wir beobachten Schauspieler beim Fernsehen.

Die Matrix in der Matrix in der Matrix. Dennis erzählt irgendetwas von dieser Privatschule. Ich glaube, es geht um eine Keksverkostung mit Kindern. Im Fernseher wird ferngesehen. Das lässt so viel Identifikation zu. Ich kann mich ohne Umwege in diese Situation hineinversetzen. Kekse, Kekse, Kekse, höre ich Dennis erzählen. Schwarzweiß-Gebäck besonders beliebt, Kokos zu polarisierend, Allergierisiko bei Erdnüssen, Kekse, Kekse.

Nänänänänänänä Batman!, macht mein Handy.

Ich nehme ab. Es ist Veit, der eine Idee hat. „Ich habe eine Idee“, sagt er. „Kleopatra – Schutz und Verführung“. Ich frage ihn, warum er das nicht morgen bei der Besprechung vorschlagen konnte. Er sagt, es sei ihm gerade so eingefallen und er wollte einfach hören, was ich davon halte. Ich bedanke mich, wünsche Veit einen schönen Abend und lege auf.

Dennis fragt aus lauter Höflichkeit, was los war, aber die letzten Dinge, über die ich gerade reden möchte, sind Veit und dieses bescheuerte Auto. Dicht gefolgt von Keksen. Dann streicht er mir über das Gesicht und küsst mich. Ich küsse ihn zurück und versuche, nicht an Jott Punkt zu denken, was mir immer weniger gelingt, je mehr ich es versuche. Ich bin wütend auf Veit, weil er so spät noch anruft, anstatt fernzusehen, und ich bin wütend auf Jott Punkt, weil er ein Douchebag ist. Eine Vaginaldusche, wie der gemeine Amerikaner so sagt. Und meine Vagina hat er gerade geduscht und jede potentielle Lust herausgeschwemmt. Traurig sickert sie in den Abfluss, während ich Dennis dann doch von meinem schwierigen Tag unterrichte. Er hört zu, legt den Arm um mich und wir kuscheln uns wie gewohnt zusammen. Sein Atem streichelt meinen Nacken und auch das nervt mich. Muss er mir immer so ins Ohr atmen?

## Zurück in die Zukunft

Brainstorming-Mittagessen. Ich übernehme die Einleitung: „Was unterscheidet *Rote Glut* von einem herkömmlichen Energy-Drink? Absolut gar nichts. Das ist ein Vorteil, so hat es schon Creative Director Don Draper aus der amerikanischen Fernsehserie *Mad Men* interpretiert, denn wenn man identische Produkte hat, kann man in der Werbung eigentlich alles sagen. Es geht nur ums Image. Ein Image muss also her. So ein Getränk macht wach, fit, tanzwütig, dick und zuckerkrank. Es belebt den Körper und den Geist. Und es ist sexy, weil es rot ist. Was aber ist *Rote Glut*, was die anderen nicht sind? Wie ist seine Persönlichkeit? Er ist Glut. Er glüht, er ist leidenschaftlich, er ist der Antonio Banderas unter den Energy-Drinks! Spielst du mit ihm, spielst du mit Feuer, ist er zu stark, bist du zu schwach! *Rote Glut* ist so heiß, dass man sich an ihm die Finger verbrennt!“

„Ich weiß nicht“, murmelt Sophia, „trinkt man das nicht kalt? Ist es nicht eher erfrischend als heiß? Am Ende steht der Kunde noch in einer warmen Sommernacht vorm Regal, sieht *Rote Glut* und denkt an ein Heißgetränk!“

Ich stopfe mir ein Stück meiner steuerfreien Pizza in den Mund und spüle es mit einem Schluck Rotwein herunter.

„Es ist eine heiß-kalte Erfrischung“, sagt Veit stolz. Ach Veit.

„Die Leidenschaft“, sage ich, „es geht um die Leidenschaft, die Glut, *Rote Glut* glüht, das ist mein Punkt, er ist nicht einfach sexy, sondern voller Feuer!“

Julien nickt nachdenklich. „Ich stelle mir Brüste vor“, sagt er.

Sophia kichert.

„Nein, wirklich“, sagt Julien „Brüste, auf denen der Schweiß perlt, und dann die kalte Dose *Rote Glut*, die sich die Dame auf die Brust legt, um sich zu kühlen. Das ist heiß und erfrischend!“

Juliens Blick schwelgt in Phantasien über abgekühlte ima-

ginäre Brüste. Sophia scheint zu grübeln. Ich stecke mir ein weiteres Stück Pizza in den Mund und frage mich, warum die eigentlich steuerlich absetzbar ist. Als könnten wir nicht auch im Büro Unsinn quatschen und als müssten nicht alle irgendwann essen.

Praktikantin Julia hat uns zum Essen begleitet, damit sie was lernt. Sie fühlt sich von den schwitzenden Brüsten angesprochen, sagt sie. Ich bin von den Brüsten noch nicht ganz überzeugt. Sophia scheint auch noch hin- und hergerissen. Eigentlich ist das gar nicht ihr Projekt, aber sie ist trotzdem dabei, weil sie vorhin Hunger hatte und weil ich den Platz an der Sonne der Aufmerksamkeit gern mit jedem teile, der ihn will. Ich nippe wieder an meinem Wein, den wir uns während der Arbeitszeit erlauben können, weil wir so kreativ sind, und plötzlich scheint mir gar nichts mehr logisch zu sein. Vielleicht liegt es wirklich am Wein, aber für einen Moment entgleitet mir der ganze tiefere Sinn. So als wäre plötzlich alles um mich herum Dunkelheit.

„Warum denn eigentlich sexy?“, frage ich in die Runde. „Wer hat sich denn ausgedacht, dass so ein Energy-Drink sexy ist? Ich meine, belebend, ja, vitalisierend, erfrischend, aber sexy? Ich meine, was ist an roter Zuckerbrause mit viel Koffein, die nach Gummibärchen schmeckt, eigentlich sexy? Gummibärchen sind ja auch vieles, aber nicht sexy! Müssten wir nicht viel eher den belebenden Aspekt betonen und sagen, dass das Ding eben echt fit macht und dass man damit richtig viel Energie hat?“

Mein Team zuckt mit einem Haufen Schulterpaaren und sieht mich fragend an, weil ich ja gerade meine eigene Argumentation über den Haufen geworfen habe. Blöder Alkohol.

Sophia schaltet sich ein: „Wie du schon selbst betont hast, muss es sexy sein, weil das Ding nun einmal *Rote Glut* heißt“, sagt sie konstruktiv, zielorientiert und überzeugend. Sie stärkt mir den Rücken, in den ich mir gerade selbst gefallen bin. Da ist er wieder, der tiefere Sinn. Sophia behält immer den Überblick. Sie denkt strategisch und nüchtern. Ich drehe meine

Serviette ein paar Mal in der Hand, lächle und sage: „Brüste. Wir versuchen es mit den Brüsten.“

\* \* \*

Als ich ein paar Stunden später auf dem Weg nach Hause bin, kann ich noch immer nicht klar denken. Wie konnte mir denn auch nur für einen Moment entfallen, dass *Rote Glut* nun einmal sexy ist, weil sie glüht? Während ich mit kleinen Kopfhörern im Ohr die Straße überquere, denke ich an Juliens Brüste und zweifle an meinem Verstand, als mich etwas am Ärmel zieht. Ich drehe mich um und sehe eine kleine blonde Frau, etwa in meinem Alter, mit fettigen Haaren und Pickeln, die mich aus großen Augen ansieht. Ich bin misstrauisch. Will sie Geld? Oder verkauft sie irgendetwas? Sie ist hübsch gekleidet, in Bluse und Stoffhose, und ich sehe keine Obdachlosenzeitungen in ihrer Hand. Vielleicht will sie nur nach dem Weg fragen. Vorsichtig ziehe ich die Kopfhörer aus den Ohren. Wenn man die Haare und die Pickel übersieht, ist sie eigentlich sehr hübsch, zierlich, mit einem neugierigen Blick.

„Du hast eine ungewöhnliche Aura“, sagt sie mit hoher Stimme und ich starre sie ein wenig entsetzt an. Gleichzeitig halte ich meine Hand schützend über meine Tasche.

Sie grinst. „Ich stehle nicht“, sagt sie, „ich will dir nur helfen“.

„Ja?“, frage ich skeptisch und kralle mich tiefer in meiner Tasche fest. Aus dem Augenwinkel schiele ich auf mein Portemonnaie. Die kleine Blondine rümpft die Nase. „Hier“, fährt sie fort, „ich zeige dir MEIN Portemonnaie!“ Sie kramt in ihrer kleinen Tommy-Hilfiger-Tasche herum und fischt zwischen Cremedöschen, Taschentüchern und Notizbüchlein ein blaues Portemonnaie hervor, in dem ein 100- und ein 500-Euroschein stecken. Stolz strahlt sie mir ins Gesicht.

Warum mich dermaßen große Geldscheine davon überzeugen sollen, dass sie keine krummen Geschäfte macht, ist mir schleierhaft. Und doch ertappe ich mich dabei, wie ich irritiert

bin, weil sie so furchtbar blond ist. Stereotype sind doch etwas wundervoll Beruhigendes. Wie sie mir denn nun eigentlich genau helfen wolle, frage ich.

„Ich weiß vieles über dich!“, sagt sie sichtlich erfreut und grinst mich weiterhin aus ihren riesigen Augen an. Sie ist mir inzwischen so nahe gekommen, dass sich unsere Körper fast berühren. Ich halte meine Handtasche noch immer krampfhaft umklammert. „Du arbeitest viel“, sagt sie. Ach was! Sehe ich etwa so aus, nur weil ich um 20 Uhr in einem Business-Kostüm über die Straße hetze? Ich bin wenig beeindruckt. Ich sei innerlich müde, fährt sie fort, schlafe nicht gut und meine Partnerschaft sei nicht gerade erfüllend, das könne sie in meiner Aura erkennen, das sei dort ganz klar abgebildet. Ob es nicht gut laufe mit meinem Mann oder Freund?

Ich verspüre natürlich keine große Lust, mein Privatleben einer völlig Fremden auf der Straße auszubreiten, und sage daher erst einmal gar nichts.

Sie plappert munter weiter. Es habe im letzten Jahr viel Streit in meiner Familie gegeben, auch das verrate ihr meine Aura, sie sähe mindestens zwei Familienmitglieder, die sehr streitsüchtig seien.

Mach daraus vier, mich eingeschlossen, denke ich und meine immer noch, dass der ganze Kram auf so ziemlich jeden zutrifft, aber mal schauen, was passiert.

Dann sagt sie endlich etwas Konkretes: Ich hätte kürzlich eine schwierige Situation gehabt und eine Freundin habe mir geholfen. Ich denke an heute und an meinen Aussetzer und an Sophia und obwohl das alles ein Zufall ist, ganz bestimmt sogar, und obwohl jeder, der Freunde hat, ab und zu Situationen erlebt, in denen sie einem helfen, hat sie mich an der Angel und das sieht sie leider auch.

„Tja, das trifft nicht auf jeden zu, nicht wahr?“, fragt sie und grinst triumphierend. Ich gebe ihr einen skeptischen Blick und ein Grummeln, aber sie weiß, dass sie mich jetzt am Haken hat. Meine Neugier ist zu groß, um das hier abubrechen.

Sie wolle mir etwas über meine Zukunft erzählen.

„Okay“, entgegne ich zögerlich. Ich weiß ja, dass Hellseher nicht für ihre Philantropie bekannt sind.

„Meine Beratung kostet nicht die Welt. Meine Beratung kostet nur 30 Euro“, plappert sie.

Ob dieser 500-Euro-Schein überhaupt echt war? Vielleicht war das ja eine Attrappe und gehörte irgendwie auch zu dem Theaterstück, das sie hier aufführt.

Sie wolle mir helfen, glücklicher zu werden, da sie in meiner Aura viel Wut erkennen könne.

Sie sagt ihre Sätze auf wie ein Gedicht. Ich bin müde und hungrig und will nach Hause, aber dieser Freundinnen-Spruch hat mich am Boden festgekleistert. Wo das wohl hinführt?

„Ich gebe dir zwanzig“, sage ich knapp. Ich bin schließlich Geschäftsfrau.

Die kleine Dame sieht mich etwas erschüttert an, denkt für einen Moment nach und sagt: „Na gut. Es geht mir ja nicht um das Geld. Es geht mir darum, dir zu helfen!“

Ja genau, denke ich, dann kannst du mir ja auch umsonst helfen! Ich sage aber nichts. Sie führt mich zu einer Bank ein paar Meter weiter und wir setzen uns. Die ganze Zeit über starrt sie mir aufdringlich in die Augen.

„Wie heißt du?“, fragt sie.

„Mona“, sage ich wahrheitsgemäß.

„Ich bin Lara!“ Lara lächelt freundlich.

„Liebe Mona, du arbeitest zu viel und du hast viel negative Energie in dir“, fängt sie wieder an, ihr Gedicht aufzusagen. „Liebe Mona, du findest keine Erfüllung in deiner Partnerschaft.“ Sie sieht mich fragend an.

Ich denke nach. Keine Ahnung, ob das überhaupt stimmt. Ich bin mit einem liebevollen, zuverlässigen, erfolgreichen, gutaussehenden Mann liiert, der auch noch für mich kocht und Kekse backt. Kekse! Was sollte daran nicht erfüllend sein? Ich zucke mit den Schultern und sie grinst wieder.

„Liebe Mona, deine Familie streitet sehr viel und tut dir nicht gut. Sie nehmen dir viel Energie und du lässt dir diese Energie nehmen.“

Sie wiederholt sich. Ist das die Masche? Erst Dinge sagen, dann warten, ob das Opfer bereit ist, Geld auf den Tisch zu packen, und dann die offensichtlich richtigen Behauptungen noch einmal wiederholen? Und immer dieses „Liebe Mona“! Das habe ich im Call Center während der Schulzeit gelernt, immer schön oft den Namen des Opfers nennen, damit es sich individuell betreut fühlt. Ich grinse, weil ich daran denken muss, wie ich früher immer Namen wie Herr Gradrzejczak oder Frau Milokjewicz mindestens fünfmal ins Verkaufsgespräch einbauen musste. Ich merke, dass ich von meiner teuren Lebensberatung abgeschweift bin, und fange mich schnell wieder. Lara hat die Sekunden genutzt, um meine Gesichtszüge zu studieren. Sie lächelt noch immer penetrant.

„Liebe Mona, ich werde dir sagen, wie du die negative Energie ablegen kannst, damit du glücklich wirst. Du möchtest doch glücklich werden, oder?“ Ich nicke brav. Wer denn auch nicht? Was will ich hier eigentlich? So ein Schwachsinn ist überhaupt nicht mein Stil.

„Deine Aura verrät mir, dass du deinen Weg noch nicht gefunden hast“, sagt sie und sieht mich mit traurigem Hundeblick an.

Meinen Weg? Alle Wege gehören der Königin!, denke ich und lache, weil ich plötzlich an den Alice-im-Wunderland-Film von Disney denken muss, und dann habe ich eine Art Epiphanie und schlage mir selbst mit der flachen Hand gegen die Stirn. Natürlich! Das ist es! Das ist der Slogan für diese Rimbauld-Kampagne! Meine Güte, dieser Hellseherquatsch war gut angelegtes Geld! Lara ist irritiert. Die ganze Zeit über starrt sie mir unheimlich offensiv in die Augen und gestikuliert herum. Jetzt hält sie inne, weil sie meine Epiphanie wohl nicht vorhergesehen hat. Ich winke lächelnd ab.

„Und, finde ich ihn noch, meinen Weg?“, frage ich.

Sie nickt ernst. Ich lächle sie entschuldigend an, damit sie weiterredet, jetzt, wo ich schon mein Zahlungseinverständnis gegeben habe, und jetzt, wo sich das Ganze schon auf die eine oder andere Art rentiert hat! Ich habe sie wohl ein wenig aus

dem Konzept gebracht. Sie schließt kurz ihre Augen, trance-mäßig, à la *Ich empfangen eine Botschaft aus dem All. E. T. phone home*.

Dann verkündet sie die Botschaft aus dem All, oder aus meiner Aura oder woher auch immer: „Es gibt zwei besonders positive Menschen in deinem Leben. Beide sind weiblich und nicht blutsverwandt. Die eine ist dunkelhaarig, die andere rothaarig. Kannst du dir vorstellen, wer diese zwei Frauen sind?“ Ich nicke und denke an die rothaarige Clara und die dunkelhaarige Sophia und bin erstaunt, was das All so alles weiß. Sie freut sich sichtlich über meinen Gesichtsausdruck.

„Diese beiden haben einen guten Einfluss auf dich. Vertrau ihnen.“ Ich nicke wieder wie eine Aufziehpuppe. Ich würde wieder glücklich werden, fährt sie fort, ich müsse die Veränderung allerdings annehmen und daran arbeiten wollen, meine Aura zu reinigen. Bis vor einer halben Stunde wusste ich ja noch gar nicht, dass ich unglücklich bin. Jetzt erscheint mir das aber doch recht logisch, wenn ich so drüber nachdenke.

„Und wie reinige ich meine Aura?“, frage ich daher.

„Ich gebe dir einen Stein. Bergkristall. Bergkristall reinigt. Es ist aber kein normaler Bergkristall, denn er trägt positive Energie von mir, die dir helfen wird.“

„Danke“, sage ich und starre den kleinen weißen Stein an, den sie schon aus der Tasche hervorgekramt hat, während sie von dem guten Einfluss meiner Freundinnen gesprochen hat. Ich bin mir noch immer nicht sicher, ob sie nicht einen einstudierten Text aufgesagt hat. Bergkristall gibt es an jeder Ecke. Aber hübsch ist der Stein schon.

„Der Stein ist nicht umsonst“, sagt sie mit einem verschwörerischen Blick. Aha. Dachte ich es mir doch.

„Aber er hat auch keinen festen Preis. Der Stein hat keinen großen Wert, aber die Energie in ihm ist wertvoll. Er wird dir helfen und das nächste Mal, wenn wir uns auf der Straße begegnen, wirst du mir bestimmt um den Hals fallen und sagen: ‚Danke liebe Lara, dass du mein Leben verbessert hast!‘“ Ich muss lachen, weil ich noch nie jemand Fremdem auf der

Straße um den Hals gefallen bin und weil diese Worte so gar nicht nach mir klingen, aber ich drehe den Stein zwischen meinen Fingern. Sie hat ihn mir natürlich gleich in die Hand gedrückt. Wenigstens ist er hübsch. Es hätte ja auch eine hässliche Wurzel sein können, oder ein Voodoo-püppchen.

„Du bestimmst den Preis“, sagt sie so lässig, wie eine Wahrsagerin eben klingen kann. „Du gibst mir dafür, was du von Herzen geben kannst. 20 Euro, 30 Euro, was sich für dich richtig anfühlt.“ 20 oder 30 Euro??? Für einen winzigen Bergkristall, der höchstens einen Euro wert ist? Diese kleine Elster! Ich sehe sie mit einem strengen Blick an. Nee, Mädchen, so leicht ziehst du mich nicht über den Tisch!

„Sieh es mal so“, kämpft Lara weiter um ihre Gewinnmarge, „das ist kein Betrag, den du regelmäßig aus gibst. So etwas wie das hier machst du vielleicht einmal im Leben. Es geht um Karma und positive Energie. Der Betrag ist nur symbolisch. Wenn du mehr zahlst, ist dir der Stein mehr wert und du baust eine tiefere Bindung zu ihm auf und dann kann die Energie besser zu dir durchdringen.“ Mein Mini-Buddha hat sich in eine Geschäftsfrau mit bemerkenswerten rhetorischen Fähigkeiten verwandelt. Mein Magen grummelt und ich denke an Dennis, der mich angeblich nicht erfüllt, aber sicher gerade ganz tolles Essen gekocht hat, das mich im Moment sehr erfüllen würde.

„Okay“, resigniere ich: „Ich gebe dir 20 Euro für die Beratung und 10 Euro für den Energiestein. Mehr kann ich mit meinem Gewissen nicht vereinbaren“, sage ich ehrlich, Slogan hin oder her.

Sie sieht verletzt aus. „Du bist so skeptisch“, sagt sie. „Du baust eine Mauer aus Skepsis um dein Herz auf, die dich unglücklich machen wird. Sie beschützt dich zwar, aber sie schließt auch die guten Dinge aus, die man nicht immer rational erklären kann. Mach mal etwas Irrationales, es wird einen positiven Effekt auf deine Psyche haben. Das verspreche ich dir. Mit Geld-zurück-Garantie! Leg noch zehn Euro drauf. Du wirst es nicht bereuen!“

Sie ist gut. Und sie lächelt immer noch. Was soll's. Ich verdiene ja ganz gut. Ich seufze und drücke ihr 40 Euro in die Hand. Ganz schön viel für ein halbstündiges Gespräch und einen kleinen Stein! Sie lächelt nun und hält meine Hand fest. „Es hat mich gefreut, dich kennen zu lernen, Mona.“

„Hat mich auch gefreut, Lara!“, sage ich und lasse ihre Umarmung geschehen. Meine Tasche habe ich immer noch fest im Blick.

\* \* \*

„Es gibt keine Wahrsagerinnen“, sagt Sophia, „obwohl ich den Gedanken, dass du uneingeschränkt auf Clara und mich hören sollst, interessant finde.“ Dann sagt sie noch, dass der Wein blumig sei und einen Hauch von Stachelbeeraroma im Abgang zeige.

Clara widerspricht: „Es ist doch durchaus möglich, dass Wahrsagerinnen ein Talent haben, dessen Ursachen wir mit unserem derzeitigen wissenschaftlichen Erkenntnisstand nicht genau ergründen können, und überhaupt schmeckt der Wein eher nach Quitte als nach Stachelbeere.“

Ich muss ihr Recht geben. Der Wein schmeckt nach Quitte. Ich glaube, wenn ich jemals eine Quitte in Natura zu Gesicht bekomme, werde ich denken, sie schmecke nach Wein. Matschiger Pfirsich sei ihr auch noch aufgefallen, fügt Clara hinzu. Den wiederum kenne ich ganz gut.

Ich liebe Clara. Wir kennen uns seit einer Ewigkeit. Sie ist Kindergärtnerin, lungert in ihrer Freizeit gemeinsam mit ihrem Troubadour-Freund Jonas auf Mittelaltermärkten und Re-Enactments herum und spielt Ukulele. Das Erfrischende an Clara ist, dass ihr ganzer eskapistischer Lebensstil so liebenswert authentisch ist und so herrlich wenig desillusioniert. Ich glaube, Sophia geht es mit Clara genauso wie mir. Wir zehren von ihrer moralischen Unschuld wie die mythischen Drachen von ihren Jungfrauenopfern. Wir sind Aasgeier. Aber wir lieben sie.

„Du glaubst doch nicht wirklich an Wahrsagerei!“, stichelt Sophia nun von der Seite, das sei doch wohl ein Scherz gewesen.

„Nein, ich glaube tatsächlich an die Existenz von Dingen zwischen Himmel und Erde, die wir uns nicht erklären können“, behauptet Clara, woraufhin Sophia in eine wellenträchtige Lachflut verfällt. Erst lacht sie ganz leise, so in sich hinein, und dann wird ihr Lachen immer lauter, weil sie sich wohl selbst in dem Glauben bestärkt, dass das alles furchtbar lustig ist. Schließlich lacht sie so sehr, dass der Wein aus ihrem stilecht nur halb gefüllten Weinglas schwappt und vom Dach tröpfelt. Ich blicke ihm nach, während Sophias Lachanfall wieder ein wenig abflaut. Von Claras Dach aus kann man die vorbeifahrende S-Bahn sehen und die große Leuchttafel der O2-Arena und flanierende junge Menschen in Chucks und tief sitzenden Jeans. Vor ein paar Jahren ist hier mal jemand runtergesprungen, einer von diesen Emo-Teenagern, der immer Gedichte geschrieben hat und solche Sachen. Deshalb haben sie ein riesiges Schloss vor den Treppenaufgang gehängt. Wir mussten das gleiche Schloss noch einmal kaufen und haben das Schloss vor der Tür in der Silvesternacht, als ohnehin alles laut war, mit einer Flex durchtrennt und durch das ersetzt, zu dem wir den Schlüssel haben. Ist bislang noch niemandem aufgefallen. Aber wir springen ja auch nicht. Wir sind schließlich verantwortungsbewusste junge Erwachsene, die sich hier verantwortungsbewusst und stilvoll betrinken, und keine Emo-Teenager. Bei uns fliegen höchstens Weintropfen mit Quittengeschmack vom Dach.

Allein Silvester auf einem Berliner Dach ist das Flexen wert. Nur von einem Dach aus kann man das Feuerwerk in der ganzen Stadt sehen, ohne dabei von einer Menge erdrückt zu werden. Man sieht den ganzen Zirkus aus der sicheren Distanz und wird zum Zentrum des Universums, als würden die anderen all die teuren bunten Lichter nur für einen allein in die Nacht schießen. Man ist gleichzeitig dabei und nicht dabei und kann über das vergangene Jahr nachdenken und über Vorsätze und all das, während der Himmel in allen Farben

leuchtet und man hoch oben ohne Absperrung und alkoholisiert auf einem Dach herumturnt und mit dem Ende flirtet.

Es ist schon 20 Uhr, aber noch immer hell und die Luft ist angenehm schwer und feucht. Sie hüllt mich ein wie ein Kokon. Ich atme die ganze Schwere tief ein und lächle in Retrospektive über Sophias merkwürdige Lachwelle und über den Emo-Teenager, der das Ende gleich geheiratet hat, und überhaupt über eigentlich alles. Aber nicht einmal mich selbst überzeugt dieses Lächeln so ganz.

„Geht es dir wirklich gut?“, fragt Clara und sieht mich besorgt an und ich antworte lässig, doch, doch, dass es das täte. „Ich kann gar nicht wirklich einen Finger darauf legen“, füge ich hinzu. „Manchmal fühlt es sich einfach ein wenig so an, als ob etwas fehlt, das da sein sollte. Mehr Gewissheit vielleicht. Ansonsten geht es mir gut und Wahrsagen ist ohnehin Hokuspokus, doch, ja, ganz sicher sogar.“

Sophia ruft in freudiger und weinseliger Zustimmung etwas wie „Cheers to that“ und scheppert ihr Glas grob und unvermittelt gegen die unseren, die gezwungenermaßen ein verhaltenes, aber glockenhelles Klingen von sich geben.

„Warum hast du der Wahrsagerin denn Geld gegeben, wenn alles Hokuspokus ist?“, fragt Clara Nase rümpfend und ich beteuere, ich sei einfach neugierig gewesen, ich hätte einfach sehen wollen, was passiert, und das hätte ich ja schließlich erreicht. Außerdem, füge ich hinzu, habe ich aus der ganzen Sache ja einen Slogan mitgenommen und das rechtfertigte eigentlich alles. Eine bessere Antwort fällt mir nicht ein. Ich hoffe, dass diese ihren Zweck erfüllt.

Tut sie natürlich nicht.

„Vielleicht wollte die Wahrsagerin dir ja durch ihre Aussagen einfach einen Denkanstoß geben, sodass du hinterfragst, ob dich deine jetzige Lebenssituation eigentlich glücklich macht“, sagt sie.

Ja klar, denke ich, was denn sonst. Es ist ja schließlich nicht möglich, die Zukunft vorauszusagen, weil die Zukunft ja schließlich keine feststehende Entität ist. Ich nicke Clara zu.

Die noch immer lachende Sophia erwidert: „Ich glaube, dass es sich bei diesem ganzen Gerede von nicht glücklich, nicht erfüllt, et cetera, et cetera um eine Sollbruchstelle handelt. Die Wahrsagerin manipuliert die Kundin in die Unzufriedenheit, damit sie zurückkommt. Wir machen das ja schließlich auch nicht anders. Genauso überzeugen wir Menschen von der Minderwertigkeit ihres Stammjoghurts, damit sie sich der Notwendigkeit von rechtsdrehenden Joghurtkulturen bewusst werden. Das finde ich vergleichbar.“

Clara, die insgeheim an rechtsdrehende Joghurtkulturen, die Extraportion Milch in der Schokolade und die hautstrafenden Eigenschaften von Q10-Cremes glaubt wie an die guten Seelen der kleinen Menschen in ihrer Kindergartengruppe, verdreht rechtsdrehend ihre Augen.

„Ich könnte die Wahrsagerin doch nicht einmal finden, wenn ich zurückkommen wollte. Ich habe gar keine Kontaktdaten von ihr!“, gebe ich zu bedenken.

Sophia starrt nachdenklich zur O2-Arena und nippt an ihrem Glas. „Und wie funktioniert das dann mit der Geld-zurück-Garantie?“, fragt sie.

Ich zucke mit den Schultern.

„Ich denke trotzdem, dass diese Lara dir mit der Betonung deiner Unzufriedenheit einen Anlass geben wollte, dich zu hinterfragen und vielleicht etwas zu verbessern“, sagt Clara.

„Dann schieß Dennis ab und sag deiner Familie die Meinung“, sagt Sophia. Sie ist ziemlich betrunken.

Clara bewirft sie mit einer zusammengeknüllten Serviette, die in die Regenrinne herunterrollt, wo ich sie vorsichtig wieder herausklaube, um keine Verstopfungen zu verursachen, die wiederum Regenrinnenreinigungskräfte aufs Dach locken könnten.

„Es ist doch möglich, dass Wahrsager jemanden so intensiv studieren, dass sie kleine Impulse der Zustimmung oder Traurigkeit oder Ablehnung oder wovon auch immer empfangen, während sie mit ihm sprechen, und diese intuitiv richtig interpretieren“, fährt Clara fort. In Erinnerung an Laras pene-

tranten Blick lege ich nachdenklich den Kopf schief und lasse den Gedanken auf mich wirken.

„Richtig“, ruft derweil Sophia. „Und ihre Interpretation dieser Gesichtszüge projiziert sie dann rein psychologisch in einen Bergkristall, der die Aura reinigt, das erscheint mir auch überaus logisch!“

Nun lachen beide, Engelchen und Teufelchen, und ich weiß noch immer nicht, warum ich der Wahrsagerin eigentlich Geld gegeben habe, nippe aus Ratlosigkeit an meinem Glas und erfreue mich an dem noch immer anhaltenden Quittegeschmack. Ein leichter Wind weht in den Bäumen und mischt Blättergeraschel in das Stimmengewirr, das von der Straße herüberschwebt.

„Und die brünette und die rothaarige Frau, was ist mit denen?“, fragt Clara weiter und Sophia erwidert, dass ja wohl jeder eine brünette und eine rothaarige Frau kenne.

Ob sie den Stein denn mal sehen könne, fragt Clara und ich krame ihn heraus und reiche ihn ihr. Sie dreht ihn in der Hand und begutachtet ihn, zuckt mit den Schultern und sagt: „Wenn er nicht hilft, kannst du ihn ja ins Leitungswasser legen. Er reichert dann das Wasser mit Mineralien an.“

„Bist du verrückt?“ frage ich schockiert zurück. „Was ist denn, wenn die Energie im Wasser entweicht? Bist du denn gar nicht besorgt, dass meine Aura vielleicht lebenslänglich verdreckt bleiben könnte?“

Und in lachender Dreieinigkeit heben wir unsere Gläser in den lauen Friedrichshainer Sommernachtswind und lassen sie gegeneinander klirren wie ein winziges Glockenspiel.

\* \* \*

„Sch!“ ruft Dennis, als ich die Tür ins Schloss fallen lasse. Er sitzt mit selbstgemachtem Popcorn auf der Couch und sieht sich ein Fußballspiel an. Ich winke kurz und renne zwischen ihm und dem Fernseher hindurch zu meinem Schreibtisch. Er verrenkt dabei hektisch den Hals, um nichts zu verpassen, und deutet mir mit ei-

ner wischenden Handbewegung, mich zu beeilen. Dann plumpse ich auf meinen Schreibtischstuhl und klappe meinen Laptop auf, der in Sekundenschnelle aus seinem Standby-Zustand erwacht. Facebook ist bereits offen und ich bin eingeloggt. Zu der Geräuschkulisse von rhythmischem Klatschen und einer jubelnden Menge scrolle ich in meinem Newsfeed herum und lasse mich darüber informieren, was die Welt so denkt.

Maria, ein Mädchen, mit dem ich mich auf einer Party von Sophia vor vier Jahren einmal länger unterhalten habe, denkt zum Beispiel, dass man doch endlich aufhören solle, die arme Amy Winehouse wegen ihrer Drogensucht zu veralbern, und sie stattdessen endlich für die große Kunst schätzen solle, die sie der Welt gegeben habe. Vier Leuten gefällt dies, während zwei dagegen argumentieren, wer an einer Drogenüberdosis sterbe, sei selbst schuld und verdiene nicht das ständige Mitleid der Facebook User. Juliane gefällt das neue Einkaufszentrum in Mitte und Sophia gefällt wundersamerweise der neue Energydrink *Rote Glut*.

Dennis fiebert hinter mir lautstark mit, weil wohl gerade eine gute Torchance verpasst wurde, und ich klicke mich durch Vivians neue Babyfotos. Ich habe Vivien seit Jahren nicht gesehen oder gesprochen und von ihrem Baby weiß ich nur von Facebook, aber die ständig neuen Bilder geben mir das Gefühl, als kenne ich dieses fremde Kind wie eine Patenante. Ein Bild von dem Kind, in dem es die Brille des Vaters auf der Nase trägt, kommentiere ich mit den Worten: „Professor to be“ mit einem zwinkernden Smiley.

Dann gehe ich auf meine eigene Seite und schreibe zum Spaß „Ist die Zukunft eine feststehende Entität?“ in das kleine Status-Fenster.

Sofort klickt Tobias aus meinem Abijahrgang auf „gefällt mir“ und postet einen Link zu einem Video aus „Zurück in die Zukunft“. Neben meinem Fenster für Privatnachrichten erscheint eine kleine rote Eins. Ich öffne es und sehe eine Nachricht von Dennis: „Wenn die Zukunft eine feststehende Entität ist, würde dann noch jemand mit Elan Fußball spielen?“

Ich drehe mich um und begegne seinem Blick. Er hält sein Smartphone in der Hand und ich höre die Alpenglockenmusik eines Werbejingles für Sahnequark aus dem Fernseher trällern.

„Wenn die Zukunft eine feststehende Entität wäre, hätte niemand mehr die Wahl, ob er Fußball spielt oder nicht“. Senden.

Ich höre, wie aus dem Fernseher wieder das Rauschen des Publikums, Getrommel und das monotone Gequatsche des Kommentators erklingen, und sehe mir über Kopfhörer einen Musikclip an, den Clara gepostet hat. Ich entscheide, dass er mir ein bisschen zu theatralisch ist, was ich aber nicht schreiben will. Mit Widerwillen gebe ich ebenfalls an, dass mir *Rote Glut* gefällt.

„Es gibt bislang ein ganz klares Eckenübergewicht auf Seiten der Gastgeber, sehen wir mal, ob diese jetzt als Allererste in diesem Spiel verwandelt wird!“ ruft der Kommentator.

Claras Glücksnuss, das Web-2.0-Pendant zum Zeitungshoroskop, prophezeit ihr einen guten Tag, was sage und schreibe zehn Leuten gefällt, und Claudia teilt ihre Bikinifotos von Hawaii mit der halben Welt. Dennis stößt einen lauten Seufzer aus.

Drei Freunde laden mich zum Onlinespiel „Farmville“ ein und möchten mir virtuelle Tiere schenken, und fünf Menschen gefällt Stefans Kommentar „Was ist denn passiert?“ unter Beas Status: „Was für ein Tag!“ Wieder leuchtet die rote Eins. „Dortmund verliert 2:0“, schreibt Dennis. „Willst du mich trösten?“ Ich zucke mit den Schultern. „Soll ich dir eine heiße Schokolade kochen?“, schreibe ich zurück. Nach einer kurzen Pause blinkt die Antwort: „Sex?“

„Und in der Zeitlupe kann man ganz klar erkennen, dass der Ball über der Linie war! Hier noch einmal die Wiederholung dieses wunderschönen Tors in der 80. Minute und hier reißt sich der Torschütze das Trikot vom Leib und kassiert diese entscheidende gelbe Karte“, dröhnt es durch das Jubelgeschrei aus dem Fernseher.

Ich drehe mich wieder um und betrachte meinen frust-

rierten Freund, der resigniert auf der Couch liegt, als hätte er selbst das Spiel verloren. Ich drehe mich zurück zum Laptop, schreibe: „Okay. Schlafzimmer in fünf Minuten“ mit einem Zwinkersmiley und verziehe mich kommentarlos ins Badezimmer.

## A short way down

Plötzlich ist alles anders. Ich sollte bluten, aber ich blute nicht. Sonntag ausgesetzt, Donnerstag soll sie kommen. Wo bleibt sie denn? Freitag, Samstag, Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag. Nichts. Soll ich es Dennis sagen? Würde es ihn nervös machen? Bestimmt würde es das. Ich bin kurz vorm Durchdrehen. Die Panik friert mein Alltags-Ich ein, als würde es von einem Hochhaus fallen und einfach darauf warten, aufzuschlagen. Menschen reden. Ein Ohr rein, gleich wieder raus. Klingeling, niemand zu Hause.

Kinder? Jetzt? Für Kinder muss man Zeit haben. Die lassen sich nicht abschalten wie *How I met your mother!* Ich kriege Panik. Ich denke an die paar Mal verkorksten Sex gewöhnlich, die wir in den letzten Wochen hatten, und frage mich ernsthaft, wie verzweifelt unsere Körper sein müssen, um daraus ein Kind zu zeugen. Schon rein biologisch grenzt das an ein Wunder.

Und wie sieht Dennis das überhaupt? Will er eigentlich Kinder? Hat er einmal darüber gesprochen und ich habe wieder nicht zugehört? Ich glaube schon, doch, er wollte Kinder, irgendwann. Irgendwann sagt man immer so und hofft, dass man ein Zeichen bekommt, wenn dieses Irgendwann erreicht ist, dieser kryptische richtige Zeitpunkt. Ich will auch irgendwann Kinder. Vielleicht ist das mein Zeichen? Vielleicht ist der Zeitpunkt gekommen? Wie kommt es dann, dass ich so gar kein Richtiger-Moment-Gefühl habe? Was ich weiß, ist, dass es schlecht ist, den Partner von so einer Entscheidung auszuschließen. Das weiß jeder, weil es in *Emergency Room* und *Grey's Anatomy* und allen Soap Operas der Welt immer wieder durchexerziert wird. Solltest du mal schwanger sein, triff die Entscheidung gemeinsam mit dem Partner. Okay, George Clooney, ich folge deinem Rat.

Dennis guckt ungläubig. Vielleicht denkt er auch gerade an unseren lächerlichen Sex der letzten Monate, den wir eigentlich viel besser können, aber eben jetzt gerade nicht. An dieses wöchentliche Ritual, das wir praktizieren, weil wir wis-

sen, dass es eigentlich gut ist. Für uns als Individuen, für unsere Nerven und für uns als Paar. Wir haben Sex wie Vulkanier.

Jetzt muss Dennis jedenfalls erst einmal eine Runde um den Block gehen. Auch das kenne ich aus den Soaps. Er ist weg und nächste Woche steht irgendwer vor der Tür und will seine Sachen abholen und ihm nach Mexiko nachschicken. Aber so ist Dennis nicht. Er kommt zurück und drückt mir einen Zettel in die Hand, auf dem ein Haufen Namen steht, sortiert nach Mädchen- und Jungennamen. Ich lege meine Stirn auf seine Brust und er krault mir den Hinterkopf.

„Das wird toll“, flüstert er und ich spüre seinen Atem in meinen Haaren und vergrabe mich tiefer in seiner Brust. Eine große dunkle Angstmasse steigt in mir hoch, die mir Brust und Hals und Kehle eindrückt.

\* \* \*

Ich sollte zum Arzt gehen. Ich habe noch nicht einmal einen von diesen Schwangerschaftstests aus der Apotheke gemacht. Ich habe zu viel Angst vor dem roten Streifen und dem erwartungsvollen Gesicht meines Freundes. Also will ich lieber, dass es mir ein Arzt sagt, der mich bestärkt, dass das schon andere überstanden haben und dass ich bestimmt eine gute Mutter werde, weil das schon der Instinkt gebietet. Ich muss dort endlich hin, weil ich auf der Arbeit unkonzentriert bin und von blauen und rosafarbenen Strampelanzügen träume, die sich um mich binden und verknoten und die sich einfach nicht lösen lassen, und von kleinen Babys mit riesigen Zähnen, die sich in meiner Brustwarze verbeißen. Haben das alle schwangeren Frauen?

Ich gehe also zum Arzt. Während ich zur Praxis laufe, beruhige ich Veit, der Angst hat, dass Simon der bessere Werbetexter sein könnte, und mich daher mit Slogans überschüttet. *Kleopatra – die reine Verführung*. Dabei habe ich mich ja schon längst für einen Slogan entschieden. Hoffentlich ist der Kunde auf meiner Seite.

„Frau Rosenbaum, Sie sind nicht schwanger, beruhigt Sie das?“ Ein scherzender Arzt.

„Sollte es? Ich habe seit Monaten keine Blutung gehabt! Und meine Brüste sondern Milch ab! Ich habe sogar manchmal so nasse Flecken auf dem Shirt. Das soll nicht von einer Schwangerschaft kommen?“

„Sie haben einen Zustand, der sich Hyperprolaktinämie nennt, Frau Rosenbaum. Das ist eine Funktionsstörung der Hirnanhangdrüse.“

„Hirn??“

„Nein nein, keine Sorge, mit Ihrem Gehirn ist alles in Ordnung. Ihr Hirn verursacht keine Milchabsonderung, das wäre ja noch schöner!“ Lachender, scherzender Arzt, der sich vermutlich vorstellt, wie es wäre, wenn seine Frau Kraft ihrer Gedanken Milch aus der Brust absondern könnte.

„Was habe ich denn nun?“

„Hyperprolaktinämie ist ein Überschuss des Hormons Prolaktin im Blut, das erzeugt die Milchabsonderung. Aber so schlimm dürfte sie eigentlich nicht sein, oder?“

„Die Milchabsonderung? Nein, nicht schrecklich. Hauptsächlich beängstigend. Aber geht das wieder weg?“

„Ja, nun ja, das kommt auf die Ursache an. Schwanger sind Sie ja nun nicht.“ Dezent es Kichern. „Haben Sie eine Schilddrüsenunterfunktion? Fühlen Sie sich manchmal schlapp? Antriebslos?“

„Nein. Ha. Ich bin ein Duracell-Hase. Das würde mich jetzt schon sehr wundern.“

„Aha, keine Unterfunktion.“ Kritzel, kritzel. „Gut, wenn Sie ein, ehm, wie Sie sagen, Duracell-Hase sind, na ja, dann könnte das die Ursache sein. Das ist jetzt nicht unüblich bei jungen Frauen. Stress kann das auslösen, wissen Sie.“

„Stress?“

„Ja, andauernder Stress, physisch oder psychisch. Fühlen Sie sich denn manchmal gestresst?“

„Ehm, klar.“ Mhm, mhm, kritzel, kritzel.

„Ach, Frau Rosenbaum, das Wichtigste habe ich Ihnen ja noch gar nicht gesagt: Bei Hyperprolaktinämie können Sie natürlich keine Kinder bekommen. Der Körper fühlt sich ja ohnehin schon an, als wäre er schwanger.“ Scherzender Arzt???

„Heißt das, ich bin unfruchtbar?“

„Nun ja, Sie können mit einer Hyperprolaktinämie keine Kinder bekommen, wie ich ja sagte.“

„Und ist das behandelbar?“ Ausatmen, einatmen.

„Ja, wir behandeln Prolaktinome mit Tabletten. Bei manchen gehen sie wieder weg, bei manchen nicht. Wenn Stress der Auslöser ist, sollten Sie, nun ja, kürzer treten? Ihrem CT nach zu urteilen ist Ihr Tumor schon recht groß.“

„Tumor?“ Oh mein Gott, ich muss sterben.

„Ja, aber gutartig. Ein Prolaktinom ist ein Tumor im Vorlappen der Hirnanhangdrüse.“ Ernster Arzt. „Wir versuchen es mit Medikamenten, aber ich kann Ihnen nicht sagen, ob er dadurch völlig weggeht und ob Ihre Fruchtbarkeit wieder hergestellt wird. Ehrlich gesagt, bei dieser Größe besteht die realistische Chance, dass bereits eine Schwächung der Produktion der Geschlechtshormone eingetreten ist. Dann bliebe allerdings immer noch In-vitro-Fertilisation, wenn Ihr Kinderwunsch besonders groß ist.“

Ich schlucke. Künstliche Befruchtung. „Wie groß wäre denn die Chance, dass es klappt?“ , frage ich.

„Je nachdem, das hängt von vielen Faktoren ab“, sagt der Arzt, „bei Ihnen bis zu 40%, denke ich, wenn Sie nicht zu lange warten“.

\* \* \*

Stress. Ich kann es nicht fassen. Stress? Wer ist denn heutzutage nicht gestresst? Ist Stress die Ursache für die demographische Vergreisung, von der die Zeitungen immer schreiben?

Sind bestimmte Berufsgruppen per se unfruchtbar? Oder werden wir zu einer stressresistenten Rasse mit dicken Hintern

und schnelleren Augen mutieren? Oder setzen sich am Ende die Leute im öffentlichen Dienst darwinistisch durch oder die Gärtner und Bauarbeiter da draußen? Gibt es dann nur noch Gärtner und Bauarbeiter und Verwalter? Und die bekommen wiederum Kinder, die sich in der Werbung oder in der PR oder in Online Startups oder in der Unternehmensberatung versuchen und nicht wissen, dass ihre Linie dadurch aussterben wird? Oder die sich damit abfinden? Man baut nicht auf Nachhaltigkeit, sondern ist ein Gebrauchsgegenstand. Keine Dreifelderwirtschaft, Regenwaldabholzung. Bäm.

Tumor. Fuck. Ob ich sterbe? Ob er sich verwandelt von gutartig in bösartig und mich fertig macht? Ob ich ein riesiges Geschwür am Kopf bekomme? Hirntumor mit 29. Fuck. Ich sterbe. Bestimmt. Sterben und keine Kinder. Keine Kinder und sterben. Ist mir schlecht. Keine Kinder. Nie. Oder zu „bis zu 40%“ und aus dem Glas und nur wenn ich „nicht zu lange warte“, dabei will ich doch jetzt noch gar keine Kinder und wie lang ist überhaupt „zu lang“ und wie lange dauert es, bis man nicht mehr gestresst ist? Und wer kann das schon bezahlen, diese künstliche Befruchtung, die pro Versuch 4.000 Euro kostet und nur funktioniert, wenn man dabei nicht gestresst ist, und auch dann nur zu „bis zu 40%“?

Seit ich 15 Jahre alt bin, spricht meine italienische Mutter von ihren zukünftigen Enkelkindern. „Meine Enkelkinder werden nicht diese schrecklichen Videospiele spielen, wenn sie bei Oma sind.“ „Welches Kind braucht schon mit fünf Jahren ein Handy? Das ist doch Irrsinn.“ „Meine Enkeltochter bekommt auch so ein schönes Kleid wie die Kleine dort drüben. Ganz reizend.“ „Solche Filme hebe ich mir für meine Enkelkinder auf.“

Mama hat alles genau geplant. Mit den Enkelkindern will sie Italienisch sprechen, damit sie sie mit zu unserer Familie nach Palermo schleppen kann, wo man sie wochenlang mästet und ihnen so viel Eis gestattet, dass sie nie wieder nach

Deutschland zurück wollen und die ganze Familie zwangsläufig ins Gelato-Land rückemigriert, wo dann die Männer arbeiten und die Frauen den ganzen Tag mit den Kindern am Strand sitzen, Eis schlecken und fett werden, so als wäre dort nicht auch die Wirtschaftskrise eingezogen. Und die Emanzipation. Ein beinahe Erfolg versprechender Plan. Nur mit mir hat sie nicht gerechnet, ihrer nichtsnutzigen, unfruchtbaren Tochter.

Alles ist genau wie vorher. Nichts hat sich wirklich geändert, ich könnte mich jetzt ganz in die Arbeit stürzen. Köpfer vom Zehnmerturm. Hallo, hier bin ich, für immer die Eure, in guten wie in schlechten Zeiten. Aber wofür? Für dieses Auto? Für Veits Selbstbewusstsein? Für drei Prozent Skonto? Für einen vierstelligen Betrag am Ende des Monats? Schutz und Verführung oder Verführung und Sicherheit, wen interessiert's? Es ist mir halt egal. Ist das nicht auch eine Meinung? Ist das nicht auch mal okay?

Die bescheuerten Slogans sind doch eh fast alle gleich. RTL2 zeigt wieder Freakshow-Fernsehen. Die dickste Frau der Welt, gefolgt von Singleparties unter Kleinwüchsigen, Messies und dann sind da noch die schwer erziehbaren Prolo-Kinder und Teenie-Eltern und der Sextoy-Hersteller, der von seinen Kunden erzählt. Alles so menschlich. So nah dran an der Welt. Verkorkste Dreckswelt. Wann kommen die unfruchtbaren Stressopfer? Warum berichtet niemand über die?

Dennis will irgendetwas. Ein Ohr rein. „Lass mich, ich muss die dicke Frau sehen, oh Gott, ist die dick, jetzt heben sie sie mit einem Kran aus ihrer Wohnung, oh Gott! Nein, ich will nicht rausgehen, heute nicht, bringst du mir Chips mit, wenn du zurückkommst?“

Ich weiß ja, dass Dennis traurig ist. Aber soll ich jetzt auch noch sensibel sein? Er ist ja nicht der mit dem Tumor. Ich bin es, ich bin schuld. Ich ganz allein. Wieso ist er denn noch da? Was für einen Sinn hat denn dieses ganze Beziehungskonzept jetzt überhaupt noch? Warum verbringt man den Großteil sei-

ner Freizeit mit einer einzigen Person und arrangiert sich mit liegengelassenen Kleidungsstücken und benutzter Zahnseide und bringt die Energie auf, sich immer wieder über bescheuerte Kleinigkeiten zu streiten? Geborgenheit und Nähe, Partnerschaft und Liebe und all das liegt begraben unter der Sandwüste meiner Wut. Meiner Wut auf mich, auf die Arbeit und auf die Welt. Ich will allein sein. „Was ist denn los? Was hab ich denn gemacht?“, fragen sie bei der Arbeit. Alles habt ihr gemacht, einfach alles!

RRRR, Wecker, TickTock, Uhr, KlackKlack, Tastatur, KlickKlick, Fernseher, Kein Ton, Bett.

Das System kann den angegebenen Pfad nicht finden.

H:\

\* \* \*

Mona R.: Ist die Zukunft eine feststehende Entität?

**6 Freunden gefällt das**

Tobias Soundso: Back to the future!

<http://www.youtube.org/backtothefuture...>

Claudia Pitt: Kann jemand mal diese Frage mit „ja“ beantworten, damit ich aufhören kann, für meine Prüfung zu pauken? ;)

Laura Lilifée: Ja ;)

**Claudia Pitt gefällt das.**

Claudia Pitt: Danke! ;) Dann höre ich jetzt auf zu lernen.

Laura Lilifee: @Claudia Pitt: Dann steht wohl schon fest, dass du die Prüfung nicht bestehst!

Claudia Pitt: @Laura: Na dann höre ich erst recht auf!

**Laura Lilifee gefällt das.**

Laura Lilifee: @Claudia: Oder du hörst nicht auf, weil schon feststeht, dass du bestehst und du gar nicht aufhören kannst! ;)

Claudia Pitt: Mist! ;)

**Zwei Freunden gefällt das.**

\* \* \*

Ich sitze auf der Terrasse vor der Agentur und lutsche an einem Bum-Bum-Eis herum. Es ist warm, was im Sommer in Berlin nicht selbstverständlich ist, und ich habe das Bedürfnis, die Wärme zu zelebrieren. Daher sitze ich hier, starre in der Gegend herum und bemitleide mich selbst. Das Eis hat so viele künstliche Geschmacksstoffe, dass es ganz hervorragend schmeckt. Mmmmh. Natürlich ist es ein Eis für Kinder, weshalb es sich besonders gut dafür eignet, meine ewige Kinderlosigkeit im Endzeitstimmungsmodus zu betrauern. Die Sonne bescheint mein Gesicht, sodass ich vielleicht sogar braun werde, und das Vanilleeis mit dem roten Farbstoff tropft schleimig und klebrig an meiner Hand herunter. Fast schon wähne ich mich in einer lyrisch-dramatischen Idylle, als hinter mir die Tür aufgerissen wird und Praktikantin Julia mit rotem Kopf auf mich zugehetzt kommt.

„Tut mir wirklich leid, dich zu stören, aber Herr Schmarigel von Rimbauld hat schon dreimal angerufen und Sebastian hat Angst, dass er sich nicht gut betreut fühlt, wenn du nicht schnell zurückrufst. Du kennst ihn ja!“ Julia ist ganz außer Atem.

„Ich bin doch erst seit einer halben Stunde nicht mehr an meinem Platz“, sage ich irritiert.

„Ja, schon!“, keucht Julia, „aber normalerweise stellst du immer dein Telefon aufs Handy um und Sebastian sagt, Herr Schmargel könnte ungehalten werden, wenn du nicht rangehst, obwohl ihr doch heute telefonieren wolltet, und überhaupt ist Herr Schmargel wohl in einer halben Stunde in der Mittagspause und möchte das unbedingt vorher geklärt haben!“. Ich lutsche weiter an meinem Eis herum.

„Julia, wie lange bist du jetzt schon bei uns?“, frage ich.

Sie sieht mich überrascht an. „Vier Monate.“

„Und gefällt dir das Praktikum?“

„Ja, natürlich!“, sagt sie. „Ich lerne sehr viel und alle sind wirklich sehr nett zu mir!“

Ich mustere sie. Na ja, wenn man für alle die Drecksarbeit erledigt, ist es ja wohl das Mindeste, zu erwarten, dass sie wenigstens nett sind.

„Was bezahlen wir dir eigentlich?“, frage ich weiter.

Sie versteht nicht ganz, worauf ich hinaus will.

„200 Euro“, sagt sie.

Jetzt sehe ich sie irritiert an. „Du lebst seit vier Monaten von 200 Euro im Monat?“

Sie schüttelt energisch mit dem Kopf. „Nein, natürlich nicht. Meine Eltern unterstützen mich und ich habe ein günstiges Studentendarlehen von der Bank bekommen“, erklärt sie.

Ich nicke. Das ergibt Sinn. „Und du studierst natürlich BWL und bist kurz vor der Abschlussprüfung, richtig?“, löchere ich sie weiter.

Sie nickt.

„Und machst du bei uns auch spannende Sachen, oder entlastest du vor allem die Sekretärin?“

Julia sieht ein bisschen verletzt aus und blickt immer wieder hektisch zurück zur Tür in der Hoffnung, dass das Telefon nicht wieder klingelt, während wir hier draußen sitzen und plaudern.

„Ich mache auch spannende Aufgaben“, sagt sie, aber Beispiele scheinen ihr gerade nicht einzufallen.

„Julia“, sage ich großmütig, „was hältst du davon, wenn du dich mit Herrn Schmargel unterhältst?“

Ihr Gesicht zeigt eine Mischung aus Überraschung und Panik. „Wie?“, fragt sie.

„Na, Herr Schmargel möchte mit mir verhandeln. Du hast ja vielleicht mitbekommen, dass dieses Kleopatra-Auto jetzt auch auf Plakate soll. Wir haben ihm also Plakate herausgesucht, zielgruppengenau selektiert, uns jedes einzelne Plakat angesehen und fotografiert, ein Mapping erstellt, damit er auch genau sieht, wo genau welches Plakat steht, und ihm ausgerechnet, wie viele Menschen er mit dieser Kampagne vermutlich erreichen wird.“

Herr Schmargel und seine Vorgesetzten waren begeistert. Jetzt ruft er an, weil er den Preis drücken will, und ich befürchte einfach, dass ich Gefahr laufe, ihm zu sagen, er solle mir doch bitte ein individuelles Auto zusammenstellen, in Regenbogenfarben, mit Reifen in Blau Metallic, mit helleren Lichtern, das vorne ein bisschen mehr abgerundet ist und Sitze hat, die mit echten Tigerfellen bezogen sind, und ein Soundsystem à la MTV Pimp my Ride und wenn er dann fertig ist, möchte ich es bitte zum halben Preis. Sonst kann er es ja jemand anderem verkaufen.“

Ich mache eine Redepause und Julia sieht mich besorgt an. „Du, liebe Julia, bist im Gegensatz zu mir nett und freundlich und die Wahrscheinlichkeit, dass Herr Schmargel nach dem Gespräch noch mit uns arbeiten will, ist einfach höher, wenn du es führst.“

Du brauchst auch gar nichts zu wissen. Er wird zwar immer wieder Detailfragen stellen, aber du kannst einfach darauf verweisen, dass er alles in den liebevoll zusammengestellten Unterlagen vor sich hat, in die er vermutlich noch keinen Blick geworfen hat, und dann sagst du ihm mit Engelszünglein, dass es keinen Rabatt gibt, dass er aber gern einzelne Plakate wieder herausrechnen kann. Die Einzelposten sind ja aufgelistet.

Empfehlen würden wir es aber nicht. Meinst du, du schaffst das?“

Julia denkt kurz nach und nickt erfreut. Endlich eine Aufgabe, die über Kaffeekochen und Kopieren hinausgeht, denkt sie sich wohl. Ich lutsche zufrieden die letzten Eisreste von dem Bum-Bum-Stil und schäle den Kaugummi aus selbigem heraus, während Julia eiligst wieder im Gebäude verschwindet, um meine Arbeit zu machen. Ich strecke die Beine aus und sehe auf die Uhr. 15 Minuten Endzeitstimmung kann ich mir noch genehmigen.

Blut ist dicker als Heizöl.

„Setzt euch, Kinder, ich habe Spaghetti gekocht.“

Was auch sonst? Mama kocht immer Spaghetti. Oder Pizza. Oder Ravioli. Hauptsache italienisch. Nicht, weil es schmeckt, sondern weil es italienisch ist. Glücklicherweise schmeckt es aber trotzdem. Heute muss ich es ihr beichten. Aber vielleicht nicht gleich beim Hereinkommen. Irgendwann kommt sicher der geeignete Moment. Bis dahin setzen wir uns erst einmal auf die klapprigen Rattanstühle und betonen, wie gut das alles riecht. Papa blättert in einer überdimensionalen Zeitung, so dass man ihn eigentlich gar nicht sehen kann.

„Leg doch mal die Zeitung weg! Die Kinder sind hier!“, schimpft meine Mutter mit meinem Vater.

Wie um zu rebellieren blättert er noch ein- oder zweimal laut knisternd um, faltet das Ungetüm dann geräuschintensiv zusammen und legt es auf den Fußboden neben sich, so dass er während des Essens weiterhin ab und zu in den Sportteil schielen kann. Mein Bruder hat provokativ ein T-Shirt mit dem Logo seines Arbeitgebers an, weil meine Mutter den Gedanken hasst, dass ihr Sohn tatsächlich Maurer werden und nicht studieren wollte. Ist in meiner Familie eigentlich niemand erwachsen?

„Komm schon, Dennis, du schaffst noch ein paar Spaghetti, oder?“

Dennis bedankt sich artig, es schmecke hervorragend.

„Buono, delizioso“. Die Vokabeln hat er für meine Mutter gelernt. Ich bin sicher, dass er gleich platzt. So viel isst er zu Hause nie. Aber an der Schwiegermuttermast kommt er nicht vorbei. Ich werfe ihm einen mitleidigen Blick zu und er zwinkert tapfer in meine Richtung. Ein Indianer kennt keinen Schmerz.

Wenn Dennis dabei ist, wird bei uns am Tisch Deutsch gesprochen. Normalerweise ist es eher so eine Art Kauderwelsch. Mein Vater spricht kein Italienisch. Er versteht ein bisschen was, aber er antwortet dann auf Deutsch. Meine Mutter spricht dagegen ausschließlich Italienisch, damit wir das ja nicht verlernen. Dadurch kommt es manchmal zu so merkwürdigen Missverständnissen, weil Mama unheimlich schnell Italienisch spricht und Papa irgendetwas anderes versteht.

Letztes Mal hat sie zum Beispiel von einer Frau in der Sauna erzählt, die wiederum mit einer anderen Frau in der Sauna, also völlig nackt und schwitzend, darüber gesprochen hat, dass die Ölpreise dieses Jahr überhaupt nicht fallen und dass man jetzt trotzdem Heizöl kaufen solle, auch wenn es irrsinnig teuer sei. Wie man gerade in der Sauna auf ein Thema wie Heizöl kommt, ist mir schleierhaft. Eigentlich ist es ja auch ein sehr langweiliges Thema, um beim Essen darüber zu sprechen, aber was soll's. Also auf jeden Fall war das ja eine Art Binnenerzählung. Meine Mutter hat erzählt, dass die eine Frau der anderen Frau in der Sauna erzählt hat, dass und so weiter.

Und diese ganze Rahmengeschichte um die Sauna hat mein Vater nicht so ganz verstanden und er dachte, dass es um die Kosten für eine Sauna geht und nicht um Heizöl, und hat sich dann irgendwie abgeleitet, dass meine Mutter sich eine eigene Sauna wünscht.

Also aus dieser Ausgangssituation heraus sagt mein Vater: „Das ergibt doch gar keinen Sinn, Lucía, die Stromkosten sind doch so exorbitant hoch, dass du dafür dreimal den Eintrittspreis im Wellnessclub bezahlen kannst! Und außerdem haben wir doch gar keinen Platz! Wo willst du so ein Teil denn überhaupt hinstellen?“ Also muss man sich das in etwa so vorstellen, dass meine Mutter von Heizöl erzählt, und mein Vater

daraufhin ausführt, warum wir keinen Platz für eine Sauna haben.

Und meine Mutter antwortet dann: „Was redest du denn da, Olaf? Das Heizöl kommt natürlich in den Tank im Keller! Wo soll es denn sonst hin? Und die Kosten kannst du ja nun wirklich nicht mit dem Wellnessclub vergleichen, oder sollen wir da etwa im Winter einziehen?“

Und so etwas passiert ständig, wenn bei uns Kauderwelsch gesprochen wird. Nun wird mein Vater trotzig, weil er feststellt, dass er wieder alles falsch verstanden hat, und sagt dann so etwas: „Ich wünschte, du würdest einmal eine schlüssige Geschichte erzählen, Lucía, und die Bedeutsamkeit der Abhängigkeit meines Lernprozesses von der Eingängigkeit deiner Sprachverwendung realisieren. Ich bin ja nichtsdestoweniger dein Ehemann!“ Der Trick dabei ist, dass meine Mutter natürlich weder „schlüssig“, noch „Eingängigkeit“ oder „nichtsdestoweniger“ versteht. Das ist seine Rache, und er freut sich kindisch über die zusammengekniffenen Augen meiner ratlosen Mutter.

Dabei ist dieses „nichtsdestoweniger“ ja zum Beispiel auch ein wirklich merkwürdiges Wort. Wenn man mal darüber nachdenkt, dann ergibt das überhaupt keinen Sinn. „Desto“ ist ja noch nicht einmal ein eigenständiges Wort, sondern funktioniert eigentlich nur in der Konstruktion „Je...desto“. Und dann dieses „nichtsdestoweniger“, also je mehr nichts, desto weniger oder was? Und mal abgesehen davon, dass „nichts“ ja unmöglich steigerbar ist, wie soll man möglicherweise daraus schließen, dass das Ganze so etwas wie „trotzdem“ bedeutet?

Jedenfalls ist diese ganze Geschichte ja im Prinzip noch gut ausgegangen, es hätte ja auch so laufen können, dass mein Vater gar nichts sagt und meiner Mutter stattdessen zu Weihnachten eine Sauna kauft, weil er denkt, sie hätte sich diese gewünscht. Dann wäre meine Mutter nämlich ausgeflippt wegen der Energieverschwendung, die ja meinem Vater durchaus auch bewusst ist. Und dann wäre Weihnachten wieder problematisch geworden. Aber das ist es eigentlich ohnehin immer, weil wir zu Weihnachten gern stille Post spielen.

Beispielsweise wünscht sich Leo etwas zum Thema Sport. Etwas möglichst Kompliziertes, damit die Wahrscheinlichkeit, dass am Ende der stillen Post etwas ganz anderes herauskommt, möglichst hoch ist. Er wünscht sich zum Beispiel Handstützen für Liegestütze. Diese Dinger, an denen man sich festhalten kann, wenn man aus irgendeinem wie auch immer gearteten Grund keine Lust hat, Liegestütze auf den Händen auf dem Boden zu machen. Das teilt er mir dann mit und ich sage es meiner Mutter und diese sagt es wiederum meinem Vater, damit der diese Handstützen nach der Arbeit schnell vom Sportgeschäft mitbringt.

Und am Ende bekommt er so komische Gewichte, die man sich um die Handgelenke binden kann, mit Sand drin, die er gar nicht wollte. Und wenn er an Weihnachten dann versucht, zu erklären, was er sich eigentlich gewünscht hat, und uns im Internet Bilder von den Dingen zeigt, schreit meine Mutter etwas wie: „Sind das nicht diese Griffe, die ältere Menschen in der Badewanne installieren?“

Ich verstehe eigentlich ohnehin nicht so ganz, warum Leo meinen Eltern nicht gleich einen Link zu den Amazon-Produkten schickt oder den Sportscheck-Produkten, oder wo man die auch immer bestellen kann, so wie man das in anderen Familien auch macht. Aber vermutlich würde es meine Mutter wieder unromantisch finden, einfach auf „kaufen“ zu klicken, und Weihnachten ist ja schließlich ein romantisches Fest.

Wie auch immer, das mit der Sauna ist ja noch mal gut gegangen. Ich verstehe manchmal nicht, wie mein Vater es eigentlich geschafft hat, nach all diesen Jahren immer noch nicht vernünftig Italienisch zu sprechen, obwohl er eigentlich ziemlich klug ist. Architekt. Er kann zeichnen und entwerfen und mit Zahlen umgehen, aber Italienisch lernen muss wohl eine andere Gehirnzone beanspruchen. Jedenfalls ist es gerade ganz angenehm, dass Dennis da ist und dass Deutsch gesprochen wird und dass heute alle wissen, ob es um Heizöl oder um Saunen geht.

Mein Vater fragt deshalb kauend und wie immer auf Deutsch, was denn die Arbeit mache. Ich nicke, wie um zu sagen: „Ja, ich habe noch nicht aufgegeben, ich bin noch am Ball, aber ich will auch nicht drüber reden.“ Er nickt.

„Und bei dir?“ Nicken. Nicken.

Dann erzählt Leo, dass seine Firma gerade an einem neuen Gebäude für die Kita in Marienfelde baut, und Mama fragt ihn vorauszuweisender Weise gleich darauf, ob er nicht eigentlich viel lieber wie sein Vater selbst so ein Gebäude entwerfen würde. Noch sei es ja nicht zu spät, um wieder zu studieren. Eigentlich schlägt sie Leo bei jedem Essen mindestens einmal vor, sich beruflich umzuorientieren. Und zwar so, dass da noch ein Studium dazwischen gesteckt werden muss, weil sie sich nun einmal Akademikerkinder gewünscht hat. Zum Angeben. Das ist beinahe schon so eine Art Running Gag.

Der Running Gag geht dann so weiter, dass Leo wieder hervorhebt, wie glücklich er in seinem Job ist, und er betont, wie viel gesünder körperliche Arbeit für den Menschen ist, weil man dadurch an die frische Luft kommt und seinen Körper trainiert und weil es unheimlich gut für die Seele ist, etwas zu erschaffen, was man auch sehen kann. Das gebe ihm eine große seelische Befriedigung, jadajadajada. Und zeichnen könne er auch nicht besonders, sagt er dann noch und schiebt sich eine Gabel Spaghetti in den Mund und kaut und schluckt alles herunter. Und wenn der Running Gag endlich abgehandelt ist, kann Leo wieder zum Thema zurückkehren und erzählt, dass die neue Kita jetzt viel größer und schöner wird und eine hübsche hellblaue Fassade bekommt, wenn sie fertig ist. Damit mehr Platz für die ganzen Kinder entsteht und so auch mehr Kitaplätze vergeben werden können, weil es ja inzwischen schon so sei, dass man sich auf einen Kitaplatz bewerben müsse, bevor das Kind überhaupt geboren sei.

„Ja, das habe ich auch gehört“, stimme ich ihm zu, weil ich die Geschichten ja ständig von Clara höre. „Hausfrau und Mutter ist ja heute keine ganz so beliebte Berufswahl mehr. Meistens bleiben beide Eltern berufstätig und dann werden

eben mehr Kitaplätze gebraucht.“ Ich halte das gar nicht für so besonders schlimm. Dann lernen Kinder wenigstens Sozialverhalten, also in der Gemeinschaft mit anderen Kindern. Ich habe ja keine Ahnung, aber ich kann mir schon vorstellen, dass das etwas Gutes ist.

„Quatsch“, erwidert meine Mutter auf meine Ausführung. „Die Politik arbeitet längst an dem Problem. Man diskutiert neue Entwürfe der Förderung von Betreuung zu Hause durch die Eltern. Eure Generation wird schon noch früh genug merken, dass Kinder keine Nebenbeschäftigung sind, sondern ein Vollzeitjob! Diese Entwicklung mit dem Kinderabgeben ist rückläufig. Das werdet ihr sehen!“, sagt sie und spult ihre gewohnte Platte ab. Ich drehe eine Ladung Spaghetti auf meiner Gabel herum, damit es aussieht, als würde ich essen und nicht verdauen, und warte auf den Themenwechsel, der sicher gleich kommt und mich in die unangenehme Erklärungsnot bringen wird, der ich in keiner Weise entgegenfiebere. Und dann kommt er:

„Wirst du deine Kinder gleich wieder abgeben, um weiter zu arbeiten, Momo? Ich meine, das geht doch nicht so einfach. Wenn du unbedingt weiter arbeiten willst, dann gib mir die Kinder, ich passe schon auf sie auf, dafür ist Familie ja da, aber sie einfach so den ganzen Tag im Kindergarten abzustellen, das finde ich nicht richtig!“

PING, Pranger für Mona.

Jetzt habe ich sogar schon meine hypothetischen Kinder hypothetisch misshandelt, obwohl das praktisch unmöglich ist. Mama sieht mich strafend an. Ich muss irgendetwas sagen. Oder nicht? Muss ich wirklich?

„Klar, Mama, ich gebe sie dann dir, versprochen!“, sage ich, lächle und stopfe mir die Spaghetti in den Mund, um etwas zu tun zu haben, wenn mich Dennis mit seinem Todesblick straft. Ja, ich weiß, ich habe die Vorlage vermässelt. Aber er soll sich das mal nicht so leicht vorstellen. Und es kommt sicher noch eine. Ganz bestimmt.

„Gut, aber nicht dass du mich als Vollzeit-Oma miss-

brauchst! Du kannst auf keinen Fall den ganzen Tag arbeiten, da kann sich ein Kind nicht gesund entwickeln“, schimpft sie weiter und ich nicke brav.

„Leo, für dich gilt das auch! Wenn du endlich einmal eine Frau findest, trotz des Jobs. Gibt es denn gar keine, die du magst?“

PONG, Leo ist dran.

Leo überlegt kurz und zuckt mit den Schultern.

„Momo, wo lernt man heute als junger Mann nette Frauen kennen? Kannst du deinen Bruder nicht ein bisschen mit unter Menschen nehmen?“

„Hallo?! Ich bin noch hier!“, protestiert mein Bruder. „Und ich schaffe das schon ganz gut allein, herzlichen Dank! Ich gehe ständig unter Menschen!“ Ich lächle ihn bestätigend an.

„Ja, das sieht man ja! Offensichtlich gehst du unter die falschen Menschen“, redet meine Mutter weiter. „Was tust du denn, um eine Frau zu finden? Vielleicht hat deine Schwester ja einen Tipp für dich?“

Leo verdreht die Augen.

„Keksgeschäfte“, sagt Dennis und lächelt mich an.

„Oder im Internet“, füge ich hinzu. „Wenn das mit dem Keksgeschäft nicht funktioniert. Da könntest du deine Zielgruppe auch gleich spezifizieren. Du könntest so was schreiben wie: Suche nette Frau, die Lust hat, mich zum Spaghettessen bei meinen Eltern zu begleiten und dabei ab und an zu erzählen, dass sie gern Kinder hätte, die dann auf keinen Fall in eine Kita kommen. Bezahlung Verhandlungssache.“ Leo kichert.

„Ich meine das ernst!“, schimpft meine Mutter, aber wir lachen weiter.

„Ist ja gut jetzt, Lucía“, sagt nun mein Vater, den meine Mutter natürlich übergeht.

„Wann wollt ihr denn nun anfangen, Kinder zu planen, Momo? Du sagst mir Bescheid, wenn ich anfangen soll, kleine Söckchen zu häkeln, oder?“

PING.

Okay, hier ist der Punkt erreicht, an dem es echt nicht mehr lustig ist und auch langsam reicht, und ich werde wütend. In mir schwirrt ein Knoten aus Spaghetti und schleimigen negativen Emotionen herum, die daher rühren, dass ich verdammt noch mal keine Kinder bekommen kann und eine Familie habe, die von Kindern verflucht besessen ist! Und der Knoten dehnt sich aus und aus und wird unerträglich und steigt mir in den Hals hinauf und auf einmal platzt er: „Ich bin nicht schwanger!“ brülle ich und meine Mutter sieht mich verdutzt an. Und ich werde es auch niemals sein, füge ich gedanklich hinzu und schlucke den Rest von dem schleimigen Mist wieder herunter, der jetzt zu den Augen drängt. Ich kriege es einfach nicht über die Lippen. Ich sehe meiner Mutter in die Augen und sie sieht mich an mit ihren ganzen Großfamilie-Hoffnungen und ihren Vorstellungen, wie alles zu laufen hat, und ich soll ihr sagen, dass sie das niemals bekommen wird, also nicht von mir? Dass ich niemals ein Teil von dieser Utopie werde?

Sie lächelt. „Ist ja gut! Du bist ja auch noch jung, ihr habt Zeit, keine Eile!“, sagt sie und weil mir nichts mehr einfällt, stapele ich die benutzten Teller übereinander und trage das Geschirr in die Küche, während mein Vater meine Mutter rügt, sie solle mich doch einfach in Ruhe lassen und nicht so einen Druck auf mich ausüben. Leo lächelt mich im Vorbeigehen aufmunternd an und verdreht ein bisschen die Augen und ich denke an Lara und daran, wie Recht sie mit ihrer Prophezeiung einer streitsüchtigen Familie hatte.

Ich höre noch, wie es PONG macht und Leo fragt, ob meine Mutter vielleicht glücklicher wäre, wenn er sich ein Kätzchen zulegen würde, das sie ab und zu pflegen könnte, und mein Vater lacht laut. „Sei nicht albern! Un gatto non è un bambino!“

Dennis folgt mir in die Küche.

„Was sollte denn das? Du wolltest es ihnen doch sagen!“, sagt er und ich zucke mit den Schultern.

„Warum müssen wir es ihr denn sagen? Sie kann doch ein-

fach glauben, wir würden versuchen, Kinder zu bekommen, und dadurch gewinnen wir Zeit. Und wenn sie dann fragt, ob's geklappt hat, zucken wir halt einfach mit den Schultern. Keine Ahnung, was los ist, so nach dem Motto.“ Ich mache ihm das mit dem Schulterzucken und dem Unschuldsblick vor, aber meine Darbietung scheint ihn nicht zu überzeugen. Deshalb zucke ich noch mal, eher so aus Verzweiflung, weil der Schleimknoten gerade schon wieder wächst. Können mich nicht alle einfach in Ruhe lassen? „Es geht sie ja auch verdammt noch mal überhaupt nichts an!“, sage ich, weil auch das zweite Schulterzucken nicht gewirkt zu haben scheint.

„Aber mich geht das was an und ich habe es satt, mir jeden Sonntag die Streitereien über Kinder und Enkelkinder anzuhören! Ich will, dass damit endlich Schluss ist! Das hält ja keiner aus! Immer die gleiche Leier!“ Dennis wirkt richtig wütend. Das ist eher untypisch für ihn.

Er wirft das Geschirrhandtuch, das er hält, auf die Arbeitsplatte und marschiert zurück ins Esszimmer, wo ich von der Küche aus höre, wie er das Wort an meine Mutter und den Rest meiner Familie richtet: „Ihr Lieben, Mona wollte euch heute etwas Unschönes erzählen.“ Dann erzählt er ihnen, dass ich unfruchtbar sei und wir daher keine Kinder haben könnten, was traurig sei, aber nicht zu ändern, und überhaupt gar nicht so tragisch, und wir würden trotzdem ein schönes Leben haben. Aber sie würden wohl verstehen, dass es daher für mich schwierig sei, immer dieses Enkelkinderthema besprechen zu müssen, et cetera, et cetera.

Ich stütze mich auf der Arbeitsplatte ab und lasse meinen Kopf in meine Hände sinken, weil ich wirklich nicht da rausgehen will, um in das enttäuschte Gesichtchen meiner Mutter zu blicken.

Dennis, denke ich knurrend. Dennis.

Ich muss aber gar nicht da raus, weil Mama in die Küche gestürmt kommt und mich wortlos in den Arm nimmt, und ich bin wütend und ich will nicht weinen und unterdrücke es und schiebe sie weg und gehe ins Wohnzimmer, setze mich

wieder an den Tisch und bitte um einen Themenwechsel, während ich Dennis seinen vermaledeiten Todesblick zurückgebe.

\* \* \*

Tja und nach dem Todesblick geht es mir kein bisschen besser, sondern ich bin wütend. Richtig angepisst. Deshalb sage ich gar nichts, bis wir zu Hause sind. Eisiges Schweigen und die Luft zwischen uns gefriert zu einem unhandlichen Klumpen, den wir hinter uns herschleppen. Und später, zuhause, platze ich wie ein riesiger Ballon. Einer von denen, die ein Loch bekommen und die dann wie besessen durch die Gegend fliegen und überall gegendonnern.

„Du hattest kein Recht, ihnen das zu erzählen! Das ist meine Sache und mein Tumor und meine Familie und überhaupt bin es ja wohl ich, die entscheiden sollte, wer es erfährt und wann und wie!“, schreie ich.

Und plötzlich schreit Dennis zurück. Er schreit, dass es auch seine Sache sei, dass ich nicht immer so tun solle, als ob ihn das nichts angehe, ob ich etwa glaube, dass das einfach für ihn sei, meine Mutter ununterbrochen von unseren hypothetischen Kindern reden zu hören, die wir ja nie bekommen würden, und dass ich ja nicht die Einzige sei, deren Leben dadurch beeinflusst würde.

Ich schlucke, weil mich mein Fels-in-der-Brandung-Freund gerade angebrüllt hat und weil ich zum ersten Mal, wirklich zum ersten Mal darüber nachdenke, was das Ganze eigentlich für ihn bedeuten könnte. Gleichzeitig hasse ich mich dann natürlich dafür, dass ich da bis jetzt noch gar nicht drüber nachgedacht habe. Man muss schon ganz schön egoistisch sein, um darüber zu diesem Zeitpunkt noch nicht nachgedacht zu haben. Und dass ich überhaupt nicht realisiert habe, wie unbedingt Dennis anscheinend Kinder gewollt hat! Bin ich schlecht.

Während er in die Küche geht, um sich einen Tee zu kochen und sich abzuregen, lasse ich mich auf die Couch fallen